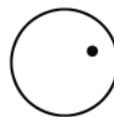


TOP 42

Gesellschaft für Volkskunde



in Schleswig-Holstein e. V.



Berichte der Gesellschaft für Volkskunde
in Schleswig-Holstein

21. Jahrgang

Dezember 2011

Gesellschaft für Volkskunde



in Schleswig-Holstein e. V.



TOP 42



TOP ist ein Mitteilungsheft der GVSH und berichtet über die Arbeit von Vorstand, Beirat, Arbeitskreisen und Mitgliedern. Alle mit Namen gezeichneten Beiträge und Anzeigen geben die Meinung der jeweiligen Autoren und nicht die Meinung der Redaktion oder der Gesellschaft wieder. Wir möchten alle, die sich mit volkskundlichen, kultur-, sozial- und alltagsgeschichtlichen Fragen beschäftigen, motivieren, von ihrer Arbeit zu berichten. Beiträge für TOP sind jederzeit willkommen. Auswahl und Kürzung behält sich die Redaktion vor. Manuskripte können in den Dateiformaten .doc oder .rtf eingereicht werden. Bilddateien bitte in den Formaten .jpg oder .tif senden. Die Auflösung von Fotografien und ähnlichen Abbildungen sollte mindestens 300 dpi betragen. Für Strichzeichnungen (z. B. Grundrisse) ist eine Auflösung von 600 dpi erforderlich. Bildvorlagen können aber auch bis zum Format DIN A 4 direkt an die Redaktion geschickt werden. Nach der Bearbeitung werden die Vorlagen zurückgesandt, wenn dies gewünscht wird.

Dateien, CD-ROMs und Bildvorlagen bitte an:

Dr. Nils Hansen, Seminar für Europäische Ethnologie/Volkskunde, Christian-Albrechts-Universität Kiel, Olshausenstraße 40, 24098 Kiel, Tel. 04 31 / 8 80 31 79, Fax. 04 31 / 8 80 17 05, E-Mail hansen@volkskunde.uni-kiel.de

Redaktionsschluss für das nächste Heft ist der **30. April 2012**

Titelbild	Aus einem Mülleimerdeckel gefertigter Schutzschild eines Brokdorf-Demonstranten, s. S. 38.
TOP 42/2011 Herausgeberin:	Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V.
Redaktion für dieses Heft:	Dr. Nils Hansen, Claudia Ohlsen M. A., Guntram Turkowski M. A., Melanie Zühlke M. A.
Layout:	Renko Buß M. A.
Geschäftsstelle der GVSH:	Nina Jebesen M. A., Dorfplatz 6, 24960 Munkbrarup E-Mail: geschaeftsfuehrung@volkskunde-sh.de
Bankverbindung der GVSH:	Sparkasse Mittelholstein AG Rendsburg
Konto Nr.:	13 796 (BLZ: 214 500 00)

Inhaltsverzeichnis

Aufsätze

Stefanie Janssen

WossiDiA – Wossidlo Digitales Archiv. Die Transformation einer handschriftlichen volkskundlichen Sammlung vom 19. ins 21. Jahrhundert oder: Die Rettung vor dem Rezeptionsloch

4

Eva-Maria Karpf

„Das Kieler Rathaus von 1911 – Ein neues Zentrum für die Großstadt“. Ausstellung im Kieler Stadtmuseum Warleberger Hof vom 17.6. bis zum 16.10.2011

17

Nils Hansen

Wiederentdeckt! Vergessene Orte in Schleswig-Holstein. Der „Kieler Hof“ in Kiel – ein landwirtschaftliches Anwesen im städtischen Umfeld

23

Berichte und Mitteilungen

Anne Czichowski

Impulse aus der Löwenstadt. Bericht über die volkskundliche Arbeit am Braunschweigischen Landesmuseum

32

Carsten Fleischhauer

Krawall! Unruhige Zeiten 1840-2010. Polizeigeschichtliche Sonderausstellung des Volkskunde Museums Schleswig

38

Nils Hansen

Mitgliederversammlung der Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V. am 11. Juni 2011 im Freilichtmuseum am Kiekeberg, Rosengarten-Ehestorf

44

Julia Schramm

Volontariat im Industriemuseum Elmshorn. Ein Bericht

46

Markus Tauschek

Zeitzeugen im Museum. Bericht zur Tagung vom 12. bis 14.10.2011 im Schlesischen Museum zu Görlitz

52

Buchbesprechungen

58

WossiDiA – Wossidlo Digitales Archiv.

Die Transformation einer handschriftlichen volkskundlichen Sammlung vom 19. ins 21. Jahrhundert oder: Die Rettung vor dem Rezeptionsloch

Stefanie Janssen

Das Wossidlo-Archiv an der Universität Rostock trägt den Namen seines Begründers. Doch der Name Richard Wossidlo, des „Vaters“ der mecklenburgischen Volkskunde, ist heute längst nicht mehr allen geläufig. Sein Leben und seine Sammlerarbeit, die Teil der Wissenschaftsgeschichte der Volkskunde sind, geraten inzwischen in Vergessenheit. Die Ergebnisse seiner Arbeit zu bewahren, an den technischen Standard des 21. Jahrhunderts anzupassen und öffentlich zugänglich zu machen, ist Ziel eines DFG-Projektes am Institut für Volkskunde und am Institut für Informatik der Universität Rostock.

Geboren wird Richard Wossidlo am 26. Januar 1859 auf dem Gut seines Vaters, Alfred Ferdinand Wossidlo, in Friedrichshof bei Tessin in Mecklenburg. Als der Vater stirbt, ist Richard Wossidlo vier Jahre alt. Die Mutter, Matthilde, gibt die Bewirtschaftung des Hofes auf und zieht mit den vier Kindern nach Bützow. Dort besucht Richard Wossidlo das Realgymnasium. Viel Zeit verbringt er auf dem nahe gelegenen Pachtgut seines Onkels, wo er unter den Tagelöhnern spielt, ihren Arbeiten zusieht und ihre plattdeutschen Erzählungen hört.

Mit dreizehn Jahren wechselt Richard Wossidlo auf das Rostocker Gymnasium. Hier motiviert ihn Gymnasialprofessor Krause, der im Vorstand des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung ist, sein sprachliches Interesse auch der heimischen Mundart zu widmen.

Von 1876 bis 1882 studiert Wossidlo in Rostock, Leipzig und Berlin klassische Philologie und Archäologie. Im Juni 1883 macht er in Rostock das Lehrerexamen in den Fächern Latein und Griechisch. Bereits während seines Studiums beginnt Wossidlo, Bemerkenswertes, wie zum Beispiel plattdeutsche Redewendungen, auf Zettel zu übertragen. Nach dem Examen intensiviert er diese Sammlerarbeit. Zunächst konzentriert er sich auf sprachliche Phänomene. Er ordnet die gesammelten Wörter und Redewendungen aber nicht alphabetisch, sondern nach lebensnahen Sachgruppen, wie z.B. Haus und Hof, Landwirtschaft, Handwerk, Volkserzählungen etc. und überträgt sie in Sammelbücher.

Ostern 1886 geht Wossidlo nach Waren, wo er bis zu seinem Lebensende bleibt. Als „Wissenschaftlicher Hilfslehrer“ beginnt er am dortigen Gymnasium, acht Jahre



Richard Wossidlo mit Gewährspersonen.

später (1894) wird er zum Oberlehrer und 1908 zum Gymnasialprofessor ernannt.

Wossidlo hört die mundartlichen Überlieferungen, die er weiterhin akribisch notiert, auf den ungepflasterten Straßen der Dörfer, auf Märkten, in Wirtshäusern, Katen oder Bauernhäusern. Im Lehrerkollegium stößt er auf Unverständnis. Für einen wissenschaftlichen Hilfslehrer ist so etwas unschicklich. Das hält ihn jedoch nicht davon ab, im Februar 1891 einen Sammelaufruf auszusenden, später folgen Fragebögen. Die Rückmeldungen auf den ersten Fragebogen sind allerdings wenig erfolgreich, so dass er schriftlich, oder noch besser persönlich, bei den Gewährsleuten nachfragen muss.

Die Feldforschung wird Wossidlos wichtigste und erfolgreichste Methode. Die Beherrschung der niederdeutschen Sprache spielt hier eine wichtige Rolle, um mit den Menschen in Kontakt zu treten und sich in ihre Vorstellungswelt hineinzusetzen, ihre Gedanken- und Gefühlswelt zu verstehen. Wossidlo ist Teil der Kultur, die er beobachtet.

Ein halbes Jahrhundert lang bereist er Mecklenburg – zu Fuß, mit dem Einspänner und später mit der Eisenbahn. Diese Reisen sind ungeheuer zeit- und kostenaufwendig. Dennoch gibt es kaum einen Ort, den er nicht aufsucht. Letztlich hat er mehr als vier-tausend Erzählerinnen und Erzähler in über dreitausend Orten, die er zum Teil mehrmals besucht, befragt und ihren Geschichten zugehört.



Die beschriebenen Manschetten werden zu einem Markenzeichen Richard Wossidlos.

Informant kontrolliert, beschreibt er sein Chemisette oder Papiermanschetten. Auch abwaschbare Gummimanschetten benutzt er, deren Verbrauch auffallend hoch ist. Die beschriebenen Manschetten werden zu einem Markenzeichen des Sammlers mecklenburgischer Volkskultur.



Richard Wossidlo vor seiner Zettelwand..

Zeitgenossen nennen Wossidlo den „Zettelmann“. Auf seinen Reisen hat er die Taschen voller handtellergroßer Zettel. Er soll sie sogar unter dem Hut getragen haben. Auf ihnen notiert er, was er hört. Es gibt noch keine Tonträger. Papier und Stift sind die einzige Möglichkeit, das Gesagte festzuhalten. Gehen ihm die Zettel aus, oder fühlt sich der In-

formant kontrolliert, baut sich Wossidlo im Laufe der Zeit eine umfangreiche Bibliothek mit den wichtigsten Werken der deutschsprachigen Volkskunde auf.

Die meisten seiner Bücher befinden sich heute in der Seminarbibliothek des Instituts für Volkskunde der Universität Rostock. Die Literatur versetzt ihn in die Lage, die mündlich erhobenen Daten historisch zu vertiefen und überregionale Parallelbelege zu ermitteln. Hierfür zieht er die betreffenden Stellen ebenfalls auf Zettel aus. Das Zettelsystem Wossidlos hat den Vorteil eines beweglichen Ablagesystems. Zettel sind leicht ein-, aus- und umsortierbar. Nachteilig ist der beschränkte Platz, der auf einem Zettel zur Verfügung

steht. Daher nimmt er viele Informationen nur stichwortartig auf und entwickelt ein eigenes Abkürzungssystem, das uns heute manchmal vor einige Rätsel stellt.

Erste Ergebnisse seiner Sammlerarbeit publiziert Wossidlo in den Bänden seiner „Mecklenburgischen Volksüberlieferungen“. Sein im Jahr 1897 erschienener Rätselband ist mit über 2.000 Nummern die größte bis dahin in einer Landschaft erschienene Rätselsammlung, und auch die Bände mit den heute etwas merkwürdig anmutenden Titeln „Tiere im Munde des Volkes“ – nein, dies ist kein Rezeptsammlung! – und „Kinderwartung und Kinderzucht“ sind beeindruckend.

Im Jahr 1906 erhält Wossidlo für seine Leistungen die Ehrendoktorwürde der Universität Rostock. Bereits 1907 wird die Einrichtung einer Professur für niederdeutsche Sprache und Volkskunde an der Universität Rostock gefordert, die aber erst 1919, zur 500-Jahr-Feier der Universität, errichtet wird. Wossidlo ist inzwischen 60 Jahre alt und lehnt einen Ruf ab. An seiner Stelle kommt Hermann Teuchert (1880-1972). Mit dessen Besetzung im Jahre 1920 verschwindet aber das Volkskundliche aus der Stellenbeschreibung. Teuchert bekommt den Auftrag, das „Mecklenburgische Wörterbuch“ zu verfassen. Hierfür fertigt Wossidlo in den 1920er Jahren etwa eine halbe Million Abschriften aus seiner sachsystematischen Sammlung an, die er für das Wörterbuch in alphabetische Ordnung bringt. Der siebte und letzte Band des Mecklenburgischen Wörterbuchs, des „Wossidlo-Teuchert“, erscheint 1992.

Für sein großes Sammelwerk ist der inzwischen über 60jährige Wossidlo bereit, sich auch auf neue Medien einzulassen. 1923 wird der Rundfunk eingeführt, und schon bald sitzt Wossidlo im Kuratorium für das niederdeutsche Programm in Hamburg bei der „Norddeutschen Rundfunk AG“ (Norag), der Vorläuferin des heutigen Norddeutschen Rundfunks. Ab 1927 spricht er selber im Radio über Bereiche der mecklenburgischen Volkskultur, über Hochzeits-, Ernte- und Weihnachtsbräuche, Sagen oder das Seemannsleben. Auftakt ist die Übertragung seines zweiten Bühnenstückes, der „Buern-Hochtiet“, die am 1. Mai 1929 aus dem Schweriner Schloss übertragen wird. Dabei handelt es sich wahrscheinlich um den zweiten Hörfunkbeitrag überhaupt, der aus Mecklenburg gesendet wurde.

Bereits vorher verfasst er das Bühnenstück „Ein Winterabend in einem mecklenburgischen Bauernhause“, das in Mecklenburg mehr als 600 Aufführungen erlebt.

Als sich Mitte der 1920er Jahre die Heimatbewegung etabliert, übernimmt Wossidlo die Organisation von Heimatfestumzügen, die sowohl unterhalten als auch belehren und die Zuschauer vom Wert der „alten Traditionen“ überzeugen sollen.

Zum 26. Januar 1929, Wossidlos siebzigstem Geburtstag, wird die Wossidlo-Stiftung ins Leben gerufen. Sie sichert zu, dass der „geistige Nachlass“ Wossidlos, seine

Zettelsammlungen und Korrespondenzen, nach seinem Tode an die Universität Rostock fällt, deren Ehrensator er anlässlich dieses Tages wird. 1936 kann Wossidlo endlich auch seine gesammelte Sachkultur in seinem „Bauernmuseum“ präsentieren.

Inwieweit der alte Richard Wossidlo das neue System Nazi-Deutschlands durchschaut, ist nicht ganz klar. Er mag geahnt haben, dass die zentralistischen Machtstrukturen den Regionalkulturen entgegenstanden, das ganze Ausmaß des Systems kann er zu dem Zeitpunkt kaum erkennen. Den Ausbruch des Zweiten Weltkrieges erlebt Richard Wossidlo nicht mehr. Er stirbt am 4. Mai 1939. Sein Leichnam wird nach Ribnitz überführt, dem Wohnort seiner Mutter, Schwester und Nichte, zu denen er zu Lebzeiten enge Bindungen unterhalten hatte. Sein Grab befindet sich am Schleusenfriedhof mit der Aufschrift: „Hier ruht Mecklenburgs Volksprofessor“.

Richard Wossidlo ist der wichtigste Chronist, wenn es um die Alltagskultur Mecklenburgs des 19. und der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts geht. Er erfasste die Landschaftssprache ebenso wie die Kultur im weiten Bereich geistiger und materieller Überlieferungen. Mit seiner volkskundlichen Sammlung bewahrte er zu einem guten Teil das kulturelle Gedächtnis jener Zeit. Es ging Richard Wossidlo um die Kultur der so genannten „kleinen Leute“. Er erachtete deren Traditionen und Überlieferungen überhaupt erst als „kulturfähig“ und lohnenswert sie zusammenzutragen und näher zu untersuchen. Er legte Wert darauf, das aufzuzeichnen, was die Menschen selber für so wertvoll und wichtig hielten, dass sie es von einer Generation zur nächsten weiterreichten.

Die Spannbreite von Wossidlos Sammelwerk ist enorm: Er trug plattdeutsche Ausdrücke zu allen Gebieten des menschlichen Alltagslebens zusammen, sammelte Sprichwörter und Redensarten, Sagen, Märchen und Schwänke, Rätsel, Volks- und Kinderlieder, Kinderspiele, dokumentierte Brauch- und Glaubenszeugnisse, Nahrungs-, Kleidungs- und Wohnformen, beschrieb Geräte und Arbeitsweisen der agraren, maritimen und handwerklichen Lebenswelt und vieles andere mehr. Gesammelt wurden aber nicht nur wortgebundene Überlieferungen, sondern seit 1900 auch Dinge, vornehmlich Zeugnisse der so genannten Volkskunst.

Richard Wossidlo und seine zahlreichen Helfer betrieben ihre Sammelarbeit ohne jeden finanziellen Lohn. Im Gegenteil: Wossidlo opferte hierfür sein gesamtes Privatvermögen, steckte Erbe und Lehrergehalt in die selbst gewählte Aufgabe. Richard Wossidlo setzte in Mecklenburg drei nachhaltige Entwicklungen in Gang: Er begründete die mecklenburgische Volkskunde als Wissenschaft, schuf mit seinem Wörterbuchprojekt die Quellengrundlage zur Dokumentation der mecklenburgischen Mundart, und er legte den Grundstein zur Entwicklung der volkskundlichen Museen und Heimat-

stuben. Er zählt damit zu den „Gründungsvätern“ der deutschsprachigen Volkskunde, sein Archiv zu den ältesten Einrichtungen des Faches.

Das Wossidlo-Archiv

Die am 26. Januar 1929, Wossidlos siebzigstem Geburtstag, gegründete Wossidlo-Stiftung umfasst die Ergebnisse der Befragungen von mehr als 4.000 Gewährsleuten in etwa 3.000 Orten Mecklenburgs sowie die Zulieferungen von mehr als 1.400 „Beiträgern“.

Nach Wossidlos Tod 1939 kamen die Zettelsammlung und seine Bibliothek – gegen seinen ausdrücklichen Wunsch – nach Schwerin und wurden dort im Schloss eingelagert, wo sie die Kriegszeit über verblieben. 1946 musste auf Befehl des sowjetischen Stadtkommandanten das Schloss Hals über Kopf geräumt werden. Dabei ging etliches von den Museumsbeständen, die Wossidlo gesammelt hatte, verloren oder wurde zerstört; Zettelkästen und Bücher galten zunächst als verschollen. Die meisten der Kästen kamen jedoch in das Gemälde-Depot des Schweriner Schlosses, wo man sich bemühte, aufgetretene Wasserschäden an dem Material zu begrenzen. Auch ein Großteil der Bibliothek fand sich in Schwerin wieder an. Der Nachlass kam ins Schweriner Museum, aber anscheinend wussten nur wenige davon, denn auch der Wossidlo-Mitarbeiter Paul Beckmann schrieb später, dass sich der Verbleib der Materialien nach 1945 vorerst nicht feststellen ließ.

Erst die Nachforschungen der Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1952 führten dazu, dass der größte Teil der Sammlung wieder zusammengetragen und nach Rostock gebracht werden konnte. Zwei Jahre später, im Jahr 1954, wurde die Wossidlo-Forschungsstelle als Außenstelle des Instituts für deutsche Volkskunde an der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin gegründet. Ihre Aufgabe war die Aufarbeitung des Nachlasses von Richard Wossidlo. Die Leitung hatte Dr. Paul Beckmann (1888-1962), der bereits Mitglied des Kuratoriums der Stiftung war.

Im Zuge der „Akademie-Reform“ 1969/70 wurde das Institut für Volkskunde aufgelöst und die dort vorhandene „Forschungskapazität“ in das neu geschaffene „Zentralinstitut für Geschichte“ eingegliedert. Offiziell hieß es nun „Zentralinstitut für Geschichte, Arbeitsstelle Rostock an der Akademie der Wissenschaften der DDR“, inoffiziell „Wossidlo-Archiv“.

Zu dem Wossidlo-Bestand kamen das Mecklenburgische Volksliedarchiv und das Mecklenburgische Flurnamenarchiv hinzu, die in den 1920er und 30er Jahren von Lehrern zusammengetragen worden waren, sowie Material vom Atlas der deutschen Volkskunde. Außerdem wurden neue Sammlungen von den Mitarbeitern des Archivs

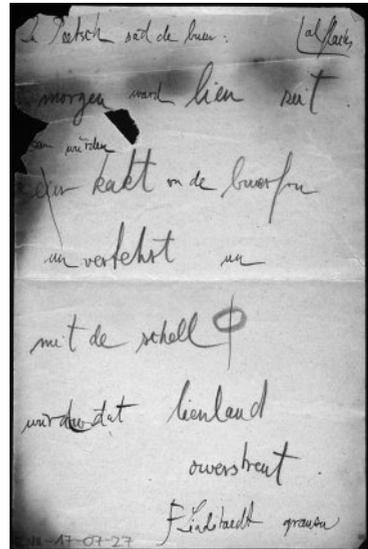
angelegt, wie das Bild-Text-Archiv zur maritimen Lebenswelt im Ostseeraum, zum Arbeitsleben in der Landwirtschaft Mitteleuropas, zum Bauernhaus in Deutschland, Material zur Ortsmonographie Damshagen sowie eine Exzerptkartei zur Geschichte der deutschen Volksdichtung mit Aufzeichnungen von Erzählgut aus der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg sowie das Rätsel-Archiv.

Im Jahr 1990 stand man vor zwei Alternativen im Umgang mit dem Wossidlo-Archiv: entweder die Umwandlung in eine Landesstelle für Volkskunde oder die Etablierung als Institut für Volkskunde an der Universität Rostock. 1991 wurde das Archiv erst einmal in „Institut für Volkskunde in Mecklenburg-Vorpommern (Wossidlo-Archiv)“ umbenannt. Es war kein Universitäts-Institut, aber es konnten einige Übergangsprojekte umgesetzt werden. Am 1. Januar 1999 erfolgte die Eingliederung in die Philosophische Fakultät der Universität Rostock. Im Jahr 2010 konnte mit dem von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) und dem Bundesamt für Bevölkerungsschutz und Katastrophenhilfe (BBK) finanzierten Digitalisierungsprojekt „WossiDiA“ begonnen werden.

WossiDiA

Das Bundesamt für Bevölkerungsschutz und Katastrophenhilfe stufte das Archiv als „national wertvolles Kulturgut“ und aufgrund seines Zerfallsgrades in die Dringlichkeitsstufe I ein. Auch der Schadensbericht des Landeshauptarchivs Schwerin bestätigt, dass die Sammlung stark zerfallsgefährdet ist. Ursachen sind vor allem eine unsachgemäße Lagerung in der Vergangenheit und minderwertiges, stark säurehaltiges Papier. Inzwischen kommt es massenhaft zu Tintenfraßschäden, so dass eine Arbeit mit den Originalen nicht mehr verantwortet werden kann. Arbeitskopien aber existieren nicht. Um die Sammlung für die Forschung zu erhalten, ist es zwingend notwendig, die Originale zu duplizieren, in eine Datenbank zu überführen und zu erschließen. Ohne eine Anpassung an die moderne Informationstechnik, wird das

Interesse der Forschung an dieser Sammlung verloren gehen. Daher wird derzeit der gesamte Bestand digitalisiert und anschließend sicherheitsverfilmt.



Einzelaufnahme eines vom Verfall bedrohten Wossidlo-Zettels.

Bestand

Der Nachlass Richard Wossidlos besteht aus mehreren miteinander verbundenen Korpora mit über zwei Millionen handschriftlichen Unikaten wie Feldforschungsnotizen, Korrespondenzen und Sammelbüchern. Das sachsystematisch geordnete Zettelarchiv enthält 882.000, z. T. rückseitig beschriebene Belege in 1.109 Kästen. Sie sind auf 28.315 Konvolute zu nahezu allen Themen des alltäglichen Lebens aufgeteilt: Körper, Sinne und Sexualität, Glaubens-, Gedanken- und Gefühlswelt des Menschen, Haus und Hof, Handwerk und Dienstbotenwesen, Landwirtschaft, Seefahrt und Fischerei, Kleidung und Tracht, Bräuche und Feste, Kinderreime und -spiele, Alter und Tod, Sprichwörter und Redensarten, Volkserzählungen (Sagen, Märchen, Schwänke, Legenden, Fabeln), Volkslieder, Ethnobotanisches und -zoologisches, Flurnamen, Orts- und Kirchengeschichte, regionale Mentalitäten, Fremdheits- und Außenseitererfahrungen und nicht zuletzt Sprachliches.

Zu diesen Notizen gehört die 54.000 Seiten umfassende Korrespondenz Wossidlos mit mehreren hundert Beiträgern, die in ihrem Umfeld Volkskultur notierten und ihre Erträge an Wossidlo sandten. Etwa ein Drittel der Einsender waren Lehrer. Diese Beiträge sind mit dem Zettelarchiv verknüpft und ebenfalls sachsystematisch geordnet. Dazu kommen die alphabetische Zettelsammlung aus dem Bestand der Sammlung Wossidlo sowie Hermann Teucherts alphabetischer Zettelkatalog für das Mecklenburgische Wörterbuch mit je 500.000 Belegen.



Geöffnete Zettelkästen und Konvoluthüllen.

Darüber hinaus umfasst der Nachlass Richard Wossidlos Tagebuchnotizen, Sammlungsbücher, Korrespondenz mit 840 Gelehrten und Manuskriptstufen, die für die Entstehung und den Kontext der Sammlung wesentlich sind.

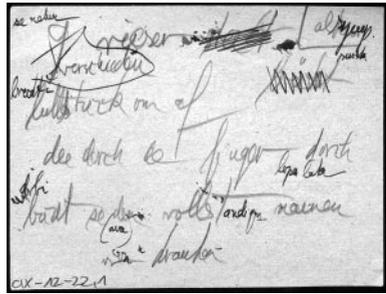
Diese Quellengruppen bilden eine Einheit und sind Bestandteil des Wossidlo-Archivs, während sich die von Wossidlo gesammelte Sachkultur hauptsächlich im Bestand des Volkskunde-/Freilichtmuseums Schwerin-Mueß befindet.

Die Zettel, die Wossidlo auf seinen Forschungsreisen beschrieb, weisen stichwortartige Notizen zumeist in mundartlichem „Originalton“ auf. Dabei hielt er vor Ort schnell mit Bleistift die wesentlichen Stichworte fest, die er dann später mit Tinte aus dem Gedächtnis ergänzte.

Wossidlo nutzte alles an Papier, was ihm in die Hände kam. Auch der kleinste Schnipsel bot noch genügend Platz für Notizen.

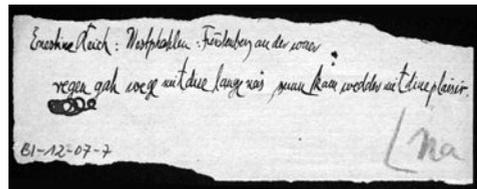
Sehr beliebt neben Reklamezetteln oder alten Rechnungen waren auch Rückseiten von Verlobungs-, Heirats- oder Todesanzeigen bzw. Teile dieser Schriftstücke. Diese Rückseiten allein wären schon eine Untersuchung wert.

Aus Zeit- und Platzgründen arbeitete Wossidlo viel mit Abkürzungen. Tabuisierte Bereiche, wie z.B. Ausscheidungsvorgänge, Geschlechtsteile oder Sexualleben, verschlüsselte er teilweise auf Lateinisch und Griechisch. Die Aufzeichnungen sind also nicht nur zu entziffern, sondern müssen auch sozusagen dechiffriert werden. Jemandem, der mit dem Material, der Vorgehensweise und den Kürzeln nicht vertraut ist,



Original-Zettel: mit Bleistift notierte Stichworte, die Wossidlo mit Tinte ergänzte.

erschließen sich die Notizen auf den ersten Blick kaum. Im Rahmen dieses Projektes wird es nicht möglich sein, jeden einzelnen Zettel zu transkribieren. Dies wird weiterhin von den Interessenten geleistet werden müssen. Einzelne Gruppen von Sagen sind in der Vergangenheit im Zuge von Forschungsarbeiten bereits abgeschrieben und zum Teil auch eingescannt worden. Dieses Material wird selbstverständlich ebenfalls in die Datenbanken eingestellt. Der Wert der Sammlung aber besteht vor allem in der verknüpften und aufgeschlüsselten Form, die es jedem Interessierten möglich macht, das Material zu finden, zu verstehen und zu interpretieren.



Zettel in Originalgröße von 2 x 6 cm.

Technische Umsetzung

Die Digitalisierung der Sammlung liegt in den Händen eines externen Dienstleisters. Die unterschiedlichen Formate der Zettelnotizen mit einer Vielfalt von Handschriften, Schreibgeräten, Papiersorten und unterschiedlichen Zerfallsgraden aus dem Zettelarchiv inkl. ihrer Taschen werden ebenso per Aufsichtsscanner, der automatisch die Ausrichtung vornimmt, eingelesen wie die Briefe und Anlagen der Korrespondenz. Die normierten, nur einseitig beschriebenen und besser erhaltenen Wörterbuchzettel werden zeitsparend per Durchlaufscanner digitalisiert. Für ein analoges Backup werden die Master-Farbdigitalisate auf Silberhalogenidfilm (aus Kostengründen überwiegend

in schwarz-weiß) ausbelichtet und im Oberrieder Stollen eingelagert.

Der Barbarastollen in Oberried bei Freiburg im Breisgau ist seit 1975 der zentrale Bergungsort der Bundesrepublik Deutschland zur Lagerung von fotografisch archivierten Dokumenten mit hoher national- oder kulturhistorischer Bedeutung. In Europa ist er das größte Archiv zur Langzeitarchivierung. In diesem Untersuchungsstollen eines ehemaligen Silberbergwerkes werden Sicherungsfilme von kulturell als wertvoll erachteten Archivalien in luftdichten Behältnissen in einem staub- und schadstofffreien Mikroklima von 35 % relativer Luftfeuchte und 10° C gelagert. Unter diesen Bedingungen soll das Filmmaterial für mindestens 500 Jahre ohne Informationsverlust lagerfähig sein.

In der Vorbereitung zur Digitalisierung musste jeder einzelne Beleg mit einem eindeutigen Code versehen werden. Diese Arbeit leisteten vorwiegend ehrenamtliche Mitarbeiter. Im Rahmen des Projektes kontrollieren studentische Hilfskräfte sämtliche Belege und korrigieren fehlerhafte oder fehlende Zuordnungen. In einem nächsten Schritt werden jedes Konvolut und jeder einzelne Beleg mit einem Barcode und einem Deckblatt versehen, um eine eindeutige digitale Zuordnung zu gewährleisten.

Die Dokumente abzulichten ist der eine Teil der Rettungsaktion. Wesentlich sind aber nun die Strukturierung und der Zugang zu dieser Menge an Digitalisaten. Das digitale Archivsystem WossiDiA entwickelt ein Datenbank-Informatiker der Universität Rostock. Er erstellt Module für die Dateneingabe und für Strukturbildungen (Klassifikation, Verschlagwortung). Diese Module dienen dazu, jedes einzelne Digitalisat zuzuordnen, zu strukturieren und zu verknüpfen, so dass spätere Benutzer über Abfragemöglichkeiten die entsprechenden Belege zu unterschiedlichen Themen finden können.

Erschließung

Die Materialien aus Archiven sind ursprünglich, anders als Bücher, nicht für Benutzer entstanden. So war auch die Sammlung Richard Wossidlos anfänglich nicht für die Öffentlichkeit vorgesehen, dennoch machte er sich die Mühe, einen differenzierten Schlagwortkatalog, eine Art Thesaurus, zu erstellen, der die Belege thematisch vernetzte. Dieses Herzstück zur Erschließung der Sammlung wird zurzeit modernisiert, um unterschiedliche Suchszenarien zu ermöglichen. Einzelne Aspekte werden in Abteilungen, Klassen, Gattungen und Typen unterteilt, aus denen Klassifikationsbäume gebildet werden. Daraus können verschiedene Suchszenarien abgeleitet werden.

Die gattungsbezogene Suche, z.B.: nach „Totensagen“ und deren Subtypen, folgt der Klassifikation in Form einer Baumstruktur.

Die themenbezogene Suche, z.B.: „Wie wird Tod thematisiert?“, erfolgt genreübergreifend, d.h. über mehrere „Bäume“ hinweg (z.B. Tod in der Sage, im Volksglauben und Brauch, in Sprichwörtern und Redensarten, Tod in der niederdeutschen Sprache, sinnverwandte Wörter).

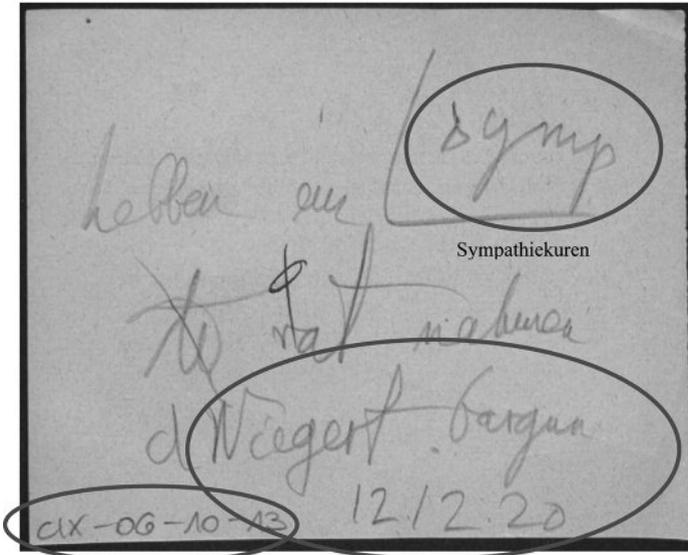
Motiv- oder wortbezogene Suchläufe erfolgen sachsystematisch oder über Stichworte und Synonymlisten.

Der bisherige – von Wossidlo angelegte – Zugang versagt, wenn sich dem Benutzer ein Phänomen ganzheitlich aufschließen soll. Zum Beispiel finden sich Belege zu dem Themenbereich Schwangerschaft und Geburt in unterschiedlichen Zusammenhängen. Mehr als 1.000 Zettel sind unter dem Stichwort „Gebären“ abgelegt, 490 unter „Schwangerschaft“. Das Hebammenwesen findet sich ebenso unter beruflichem Aspekt bei „Handwerkern“ und „Ständen“. Die „Wiege“ mit 5.587 Zetteln ist auf 102 Kategorien verteilt, wie z.B. unter „Aberglaube“, als Erzählmotiv in der Sage („Goldene Wiege“), in Rätseln und Kinderreimen oder als Möbel- und Aussteuerstück. Diese verstreuten Belege zusammenzuführen, ist eine Aufgabe des Thesaurus.

Die von Wossidlo verwendeten Abkürzungen, etwa für Literaturhinweise, Verweise auf die Sachsystematik und häufig wiederkehrende Begriffe, gilt es aufzulösen, um die manchmal kryptisch anmutenden Notizen entschlüsseln zu können. Hierfür liegen Listen zu Wossidlos Literaturabkürzungen mit 3.328 Einträgen samt der so genannten PPN-Nummern, die auf Standorte in den Bibliotheken verweisen, sowie ein Abkürzungsverzeichnis mit derzeit 649 Einträgen vor.

Das Register von Informanten, Sammelhelfern und Gelehrten umfasst 6.506 Namen mit Zusatzinformationen – so sie denn verfügbar sind – zu Beruf, Wohnort, Geburtsdatum und Beitragszeitraum, so dass auch berufs- und altersbezogene Suchläufe der Gewährsleute möglich sind. Darüber hinaus sind subjektive Kommentare und Einschätzungen von Wossidlo aufgenommen, wie etwa zu den Inhalten: „sehr ergiebig“ oder auch nur kurz „einiges“, „Gutes“ oder „pauca“, „viel Hübsches über Bauerleben“, „einige sehr gute Sagen“, „Sagen und Rda.“ oder „sehr gutes ch“ – wobei man dann wieder wissen muss, dass „Rda.“ die Abkürzung für Redensarten und „ch“ für „Culturhistorie“ ist, oder zu den Personen selbst: „Frau des Werkmeisters“, „Müllertochter“, „Tagelöhnerfrau“ oder „Schwiegervater von Lenschow“ und Angaben zum sozialen Umfeld: wie „Armenhaus“ oder „30 Jahre zur See“. Dies ermöglicht eine personenbezogene Suche, sowohl nach Namenslisten als auch sachsystematisch, soweit Namen als Handlungssträger genannt werden.

Darüber hinaus sammelte Wossidlo 66.722 Flurnamen, die er nach 2.215 Kategorien ordnete. Eine Liste mit 3.135 Orten verweist auf die Nennungen auf den Wos-



[Erzähler] Wiegert aus
 Dargun

[berichtet] am 12.2.1920

Kasten C 906, Konvolut 10, Zettel 13

sidlo-Zetteln. Neben der einfachen orts- und zeitbezogenen Suche können Objekte und ihre Beziehungen in Raum und Zeit dargestellt werden. Eine Kartographie wird den Einfluss maritimer und ländlicher, gutsherrlicher, urbaner, konfessioneller, ökonomischer, verkehrstechnischer usw. Strukturen veranschaulichen.

Die einfachen Anfragetypen können kombiniert erfolgen, z.B.: Welche Motive oder Themen kommen in welchen kulturellen Systemen vor und werden wie verändert? Welche Berufsgruppen haben welche Erzählstoffe wann und wo beigetragen?

Nutzer werden durch die Digitalisierung der Archivalien und ihre Verfügbarkeit in die Lage versetzt, mit größtmöglicher Unabhängigkeit von Ort, Zeit und Personal ziel führend zu recherchieren und sich Archivalienabbildungen aus der Ferne anzusehen, denn das Forschungsarchiv wird in nationale, internationale und regionale Fach-, Archiv- und Museumsportale integriert und über einen multilingualen Thesaurus in englischer, hochdeutscher und niederdeutscher Sprache präsentiert werden.

Nachhaltigkeit

Was die nachhaltige Nutzbarkeit anbelangt, weisen in Deutschland nicht wenige digitale Archive Schwachstellen auf. Das Universitätsrechenzentrum, die Universitätsbibliothek und das Institut für Informatik der Universität Rostock haben sich verpflicht-

tet, im Rahmen des so genannten „Rostocker Modells“ die langfristige Pflege und Nutzung der Daten zu gewährleisten. In diesem Zusammenhang wird eine „Digitale Bibliothek“ aufgebaut, die neben dem WossiDiA-Projekt weitere Digitalisierungsvorhaben wie u. a. die „Mecklenburgischen Jahrbücher“ des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde der Jahrgänge 1836 bis 1940 umfassen. Darüber hinaus wird WossiDiA in weitere Fachportale und digitale Bibliotheken eingebunden werden.

Das Projekt „WossiDiA“ dient der Sicherung und Erschließung der Sammlungen Richard Wossidlos als Grundlage für die weitere Erforschung der mecklenburgischen Volkskultur um die Wende des 19. zum 20. Jahrhundert.



Wossidlo Digitales Archiv.

„Das Kieler Rathaus von 1911 – Ein neues Zentrum für die Großstadt“¹.

**Ausstellung im Kieler Stadtmuseum Warleberger Hof
vom 17.6. bis zum 16.10.2011**

Eva-Maria Karpf

Früher war das Rathaus für mich der Ort, wo man seinen Personalausweis verlängert. Heute sage ich: Das Kieler Rathaus ist das größte Kunstwerk der Stadt. Es ist eine beeindruckende Gemeinschaftsleistung von Kieler Verwaltung, Politik und bedeutenden Künstlern der Kaiserzeit. Aber was war notwendig, um so ein Rathaus zu schaffen?

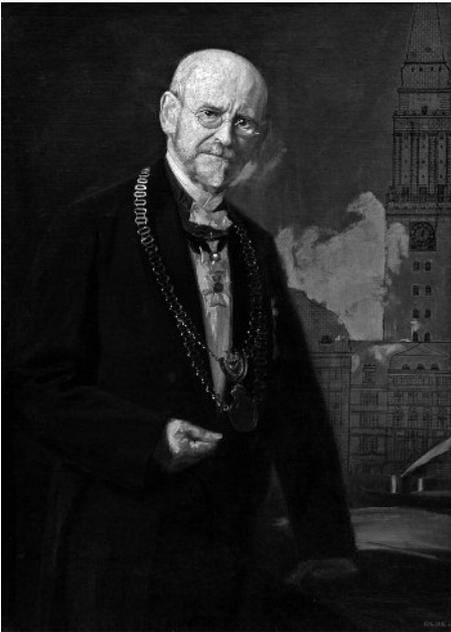


Gesamtansicht des Kieler Rathauses, um 1937 (Foto: Stadtarchiv Kiel, 2.5 Marinefotograf Wilhelm Schäfer).

¹ Leicht veränderter Text meines Vortrags zur Eröffnung der Ausstellung „Das Kieler Rathaus von 1911 – Ein neues Zentrum für die Großstadt“ am Freitag, 17. Juni 2011, im Kieler Stadtmuseum Warleberger Hof.

Zuallererst brauchte es einen Oberbürgermeister mit sehr langem Atem. Als Paul Fuß 1888 ins Amt kam, musste er ein Provisorium leiten. Weil das mittelalterliche Rathaus am Alten Markt viel zu klein war für die Aufgaben einer preußischen Großstadt, war die Verwaltung auf verschiedene Gebäude verteilt. Es ist leicht vorzustellen, was das bedeutete in Zeiten ohne Telefon, Fax und E-Mail: jede Menge Gerenne.

Paul Fuß war 24 Jahre lang im Amt. Fast genauso lange dauerte es von den ersten Überlegungen für einen Rathaus-Neubau bis zur Eröffnung im Jahr 1911. Das lag nicht daran, dass Fuß oder jemand anderes im Rathaus ein Bremser war. Wir müssen bedenken, dass die Einwohnerzahlen in Kiel zu dieser Zeit explosionsartig anstiegen. Magistrat und Ratsversammlung mussten auf allen Gebieten Entscheidungen treffen, die für Jahrzehnte Bestand haben sollten – über den Verlauf von Straßen und Leitungen, über Wohngebiete und Gewerbeflächen, über Sozialfürsorge und Bildungseinrichtungen.



*Oberbürgermeister Paul Fuß (1844-1915),
Gemälde von Hans Olde (Foto: Kieler Stadt-
und Schifffahrtsmuseum/Friedemann).*

Alles passierte gleichzeitig, und alles war wichtig. Paul Fuß und seinen Mitarbeitern gebührt unsere Anerkennung für den Kraftakt, den sie für Kiel geleistet haben. Und damit will ich nicht schönreden, dass Paul Fuß ein sehr typischer Vertreter seiner Zeit war, der die Nähe zum Kaiserhaus suchte und sich große Sorgen machte um den Aufstieg der Sozialdemokratie. Er hätte am liebsten das ohnehin schon sehr eingeschränkte Wahlrecht geändert, damit die konservativen Abgeordneten unter sich bleiben konnten.

Ein engagierter Oberbürgermeister allein reicht natürlich noch nicht, um ein Rathaus zu bauen. Ab 1903 leitete Georg Pauly das Hochbauamt, und er war mit seinem Sachverstand ein weiterer Motor des Rathausbaus. Außerdem hatten die städtischen Gremien keine Scheu, sich Rat von außen zu holen. Ein wichtiger Name in diesem Zusammenhang ist der

Kölner Stadtplaner Josef Stübgen. Mit seinem Stadtentwicklungsplan für Kiel hat er

das Gesicht der Fördestadt nachhaltig geprägt. Stübben wurde auch gefragt, welches Grundstück am Kleinen Kiel sich am besten für ein Rathaus eignen würde. Zur Auswahl standen das Gelände am Lorentzendamm, wo heute die Sparkasse steht, der heutige Ratsdienergarten am Schloss und der Neumarkt an der Fleethörn. Stübben diskutierte in einem Gutachten ausführlich Vor- und Nachteile jeder Fläche und empfahl dann ausdrücklich den Neumarkt:

„Ich bin überzeugt, dass bei sachgemäßer Lösung der Bauaufgabe selbst und ihrer Umgebung für Kiel eine so schöne, an alte Stadtplätze erinnernde Gesamtanlage geschaffen werden kann, wie es bei keinem der anderen in Frage stehenden Plätze zu erwarten ist.“²

Damit hatte Stübben auch angesprochen, wen man für ein neues Rathaus noch brauchte: nämlich einen fähigen Architekten. Dieser Architekt musste wissen, wie man aus einem Hanggrundstück an einer gekrümmten Straße das Beste herausholt. Und er musste wissen, wie man ein Rathaus so baut, dass es im Inneren zweckmäßig aufgeteilt ist und von außen die Stadt würdig repräsentiert. Stübben wusste, wie man so einen Architekten finden konnte: über einen Ideenwettbewerb.

Der Ideenwettbewerb wurde 1903 in den führenden deutschen Bauzeitschriften ausgeschrieben. 70 Architekten reichten Entwürfe ein. Leider waren die meisten nicht besonders originell. Die Architekten jener Zeit waren für den Historismus ausgebildet. Sie hatten gelernt, die Stile früherer Epochen zu imitieren und aus alten Elementen neue Bauwerke zusammenzusetzen.

Die Bautradition sah vor, dass ein Rathaus gotisch wirken müsse, und so kämpfte sich das Preisgericht durch einen Stapel neugotischer Rathausentwürfe. Ein paar hatten sich auch an Neorenaissance versucht. Nur wenige Architekten lieferten Entwürfe, die aus dem Baukastenschema ausbrachen. Auf sie wurden die drei zweiten Preise verteilt.

Klarer Favorit der Jury war dabei der Karlsruher Architekt Hermann Billing. Nur weil er einige Vorgaben nicht eingehalten hatte, konnte man ihm keinen ersten Preis zugestehen. Doch aus dem engeren Wettbewerb der drei Zweitplatzierten ging Billing als klarer Sieger hervor.

Hermann Billing lehnte den Historismus ab. Er suchte neue Wege. Auf Reisen hatte er stets Skizzenbücher dabei, in denen er Gebäude und Baudetails festhielt. Einerseits konnte er wunderbar zeichnen und aquarellieren, andererseits erfand er für seine eigenen Gebäude viele originelle Einzelheiten – so zum Beispiel eigene Säulen und Ornamente. Außerdem arbeitete er mit unterschiedlichen Fensterformen und kombinierte

² Stadtarchiv Kiel, Nr. 21013, S. 106.

Haustein und Backstein mit Fliesen, Eisengittern und bemaltem Holz. Vor allem aber entwickelte er seine Gebäude aus ihrer Funktion heraus und setzte sie aus klar unterschiedenen Baukörpern zusammen. So schuf er abwechslungsreiche Fassaden, die ohne Stuck und Zierrat auskamen. Billing gehörte damit zu den Vertretern einer neuen Generation, die eine Reform von Kunst und Architektur anstrebten – zur Generation des Jugendstils.

Dass die Kieler Stadtoberen Hermann Billing den Auftrag für das neue Rathaus gaben, zeugt von Modernität und Weitblick. Sie hatten sich damit für Zukunft und Fortschritt entschieden – und sie taten es auch weiterhin.

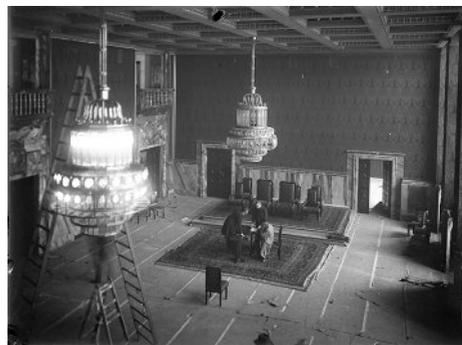
So ließ man von einer Mannheimer Spezialfirma ein Fundament aus Eisenbetonpfählen und Betonbrunnen anlegen, was damals dem neuesten Stand der Technik entsprach. Das Stadttheater, nur wenige Jahre vorher begonnen, ist noch auf Holzpfählen gegründet.

Das Kieler Rathaus bekam eine moderne Heizungsanlage, Toiletten mit Wasserspülung und mehrere Aufzüge. Im Rathaus wurde die größte Telefonanlage der Stadt installiert, erstmals hatte jedes Büro ein eigenes Telefon. Über die elektrische Turmuhr waren alle Uhren im Gebäude geregelt.

Von 1907 bis 1911 dauerten die Bauarbeiten für das Rathaus. Viele Kieler Firmen waren daran beteiligt, aber auch Spezialfirmen von außerhalb. Ursprünglich hatten die städtischen Gremien 2 Millionen Mark für den Bau eingeplant, am Ende waren es 3,7 Millionen. Das lag zum einen daran, dass das Rathaus in einer Zeit des Baubooms entstand, in dem Lohn- und Materialkosten exponentiell stiegen. Es lag aber auch daran, dass die Gremien sich bei einzelnen Kostenpunkten wiederholt für die teurere, aber dafür auch langlebigere Lösung entschieden.



Baustelle Rathaus, um 1907 (Foto: Stadtarchiv Kiel, 2.1. Städt. Lichtbildstelle).



Die Einrichtung des Ratssaales im Jahr 1911 (Foto: Stadtarchiv Kiel, 2.1. Städt. Lichtbildstelle).

Ich habe am Anfang behauptet, dass das Rathaus ein Kunstwerk ist. Nun habe ich viel von Technik geredet. Das ist kein Widerspruch – gute Technik ist die Voraussetzung für gute Kunst. Sie sehen das im Rathaus an vielen kleinen Details. Zum Beispiel an den kunstvollen Eisengittern vor den Heizungen, die an manchen Stellen noch original erhalten sind. An den Ornamenten in den Terrazzofußböden, die Kieler Spezialfirmen gestaltet haben – die Ornamente sind in jedem Flur anders. Oder an der Haupttreppe, die zunächst aus stabilem Eisenbeton gegossen und dann mit Platten aus deutschem Marmor verkleidet wurde.

Aber natürlich ist das Rathaus auch deshalb ein Kunstwerk, weil viele Künstler zu seiner Ausstattung beigetragen haben. Und zwar nicht irgendwelche Künstler, sondern führende Vertreter ihrer Disziplin.

Zum Beispiel Adolf Brütt, ein anerkannter Bildhauer, der mehrere Statuen für die Berliner Siegesallee geschaffen hat. Er fertigte für das Kieler Rathaus nicht nur die Büsten von Kaiser und Kaiserin, sondern schenkte Paul Fuß dafür auch seine „Schwerttänzerin“. Diese Bronzeplastik zeigt eine ganz andere Seite von Brütts Werk, die nicht kaisertreu und staatstragend ist. Von Brütt stammt auch der „Schwertträger“, der bis heute auf dem Rathausplatz steht.

Die Fenster im Ratssaal hatte der Glasmaler Fritz Geiges gestaltet, ein Lieblingskünstler des Kaisers, der unter anderem die Fenster für die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin geschaffen hatte. Die Fenster sind leider nicht mehr erhalten, immerhin ist in der Ausstellung aber ein Foto davon zu sehen.

Im Eingang des Rathauses befinden sich die Wandbilder von Ludwig Dettmann, der zu jener Zeit als Wandmaler reichsweit gefragt war und viele öffentliche Gebäude ausstattete, zum Beispiel die Kieler Universität und das Rathaus in Altona.

Und schließlich entstanden für das Rathaus auch viele neue Gemälde. Zu ihnen gehört ein Portrait von Paul Fuß, das seine Mitarbeiter zur Einweihung stifteten und ebenfalls in der Ausstellung zu sehen ist. Gemalt hat es Hans Olde, der auf Gut Seekamp bei Kiel aufgewachsen ist und mit seinen impressionistischen Gemälden große Anerkennung fand.



Die 1904 von Adolf Brütt der Stadt Kiel gestiftete, bronzene Schwerttänzerin (Foto: Kieler Stadt- und Schifffahrtsmuseum/Friedemann).

Der wichtigste Künstler im Rathaus bleibt aber Hermann Billing selbst. Er gestaltete die Innenräume bis ins Detail aus, entwarf Möbel und Wanduhren, Leuchten und farbige Fenster. Nach Billings Entwurf entstanden die türkisfarbenen Majolika-Säulen im Eingang des Rathauses und der Wandbrunnen in der Halle.

Im Zweiten Weltkrieg ging manches von der Originalausstattung verloren. Aber wir haben das Glück, dass auch noch vieles erhalten ist. Ich möchte deshalb daran erinnern, dass diese Ausstellung zwei Orte hat: Der eine Ort ist das Kieler Stadtmuseum Warleberger Hof, der andere Ort aber ist das Rathaus selbst. Dabei lässt sich das Rathaus wie ein Museum betrachten – ein Museum, in dem Kieler Stadt-, Kultur- und Kunstgeschichte auf kleinem Raum erfahren werden kann. Die neue Rathaus-Broschüre³ ist dabei als Führer für einen Rundgang zu benutzen.

Das Rathaus prägt das Kieler Stadtbild bis heute wie kaum ein anderes Bauwerk, und sein Gelingen diente nicht nur einer verbesserten städtischen Verwaltungstätigkeit sowie repräsentativen Zwecken, sondern hat auch Bewunderung und Dankbarkeit hervorgerufen. Zum Schluss seien daher einige Worte zitiert, die Oberbürgermeister Paul Fuß nach der Einweihung des Rathauses an den Architekten Hermann Billing richtete:

„[Eine] glückliche Fügung ist es gewesen, die uns zu Ihnen, Herr Ober-

baurat Billing, geführt hat [...]und ich muß gestehen, daß viele ein leiser Zweifel beschlich, ob der kunstverständige Mann aus dem Süden es verstehen würde, sich in die Gedanken einzuleben, die unser [...] rauher Norden beherrscht. Wir haben erfahren, daß zwischen Norden und Süden kein unüberbrückbarer Gegensatz besteht und wir danken Ihnen, Herr Oberbaurat, daß Sie uns die Augen für eine Schönheit geöffnet haben, die uns bisher nicht bekannt war.“⁴



Das Rathaus kurz nach Ende des Zweiten Weltkrieges (Foto: Stadtarchiv Kiel, 2.1. Stadt. Lichtbildstelle).

³ Eva-Maria Karpf: 100 Jahre Kieler Rathaus 1911-2011. Kiel 2011.

⁴ Kieler Zeitung, 14.11.1911.

Wiederentdeckt! Vergessene Orte in Schleswig-Holstein.

Der „Kieler Hof“ in Kiel – ein landwirtschaftliches Anwesen im städtischen Umfeld

Nils Hansen

Heute erinnern sich vermutlich nur noch wenige Kielerinnen und Kieler an ihn, aber zumindest bis in die 1970er Jahre hinein war der Kieler Hof vielen Einwohnern der Stadt ein Begriff. Anfang des 17. Jahrhunderts gegründet, wurde dieses Anwesen, ebenso wie der Hof Hammer im Südwesten Kiels, gelegentlich als „Stadtgut“¹ bezeichnet und lag in nordwestlicher Richtung eine knappe Stunde zu Fuß von der Altstadt entfernt. Der kürzeste Weg dorthin führte über die Vorläufer der jetzigen Holtenauer und der Projensdorfer Straße und dann auf Höhe des heutigen Holsteinstadions eine kurze Strecke nach Westen den Mühlenweg entlang. Im Jahr 1971 verschwand der Kieler Hof, als sein Gelände für den Bau der Stadtautobahn bzw. des Olof-Palmedamms eingeebnet wurde.

Ursprung des Anwesens war die im Jahr 1607 vom Kieler Stadtrat gegründete sogenannte Greber- oder Greverkate², die zunächst nur eine kleine Landstelle von angeblich acht Tonnen, grob gesagt also reichlich vier Hektar Wirtschaftsfläche umfasste³. Sie war vermutlich längere Zeit nur kümmerlich ausgestattet, denn zum Teil ist in den frühen archivalischen Unterlagen etwas abschätzig von „Greverhütte“ die Rede⁴. Bewirtschaftet wurde sie von einem Holzvogt, der im Auftrag der Stadt Kiel das zwischen den Dörfern Wik und Kronshagen liegende ausgedehnte Waldgebiet beaufsichtigen sollte. Der Vogt durfte sich dort ein Wohnhaus bauen sowie einige Pferde und Kühe halten. Vor allem sollte er aber ein Auge darauf haben, dass sich die Bewohner der benachbarten Dörfer nicht heimlich an den Kieler Holzbeständen bedienten.⁵

1 Siehe Paul Trautmann: Kiels Ratsverfassung und Ratswirtschaft vom Beginn des 17. Jahrhunderts bis zum Beginn der Selbstverwaltung. Ein Beitrag zur deutschen Städtegeschichte (= Mitteilungen der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte, 25/26). Kiel 1909, S. 375.

2 Siehe Dr. A. Gloy: Die Entstehung des Kieler Hofes, der ehemaligen „Greberkathe“. In: Kieler Zeitung, 1.1.1909. Daneben waren auch Grewer-, Gräber- und Gräwerkathe gebräuchlich.

3 Siehe Dr. Gloy: Der Kielerhof, die ehemalige Greverkate. In: Kieler Zeitung, 27.11.1928. Zu den Flächenmaßen siehe Klaus-Joachim Lorenzen-Schmidt: Kleines Lexikon alter schleswig-holsteinischer Gewichte, Maße und Währungseinheiten. Neumünster 1990, S. 67 ff.

4 Z. B. in Stadtarchiv Kiel, Nr. 10668: Akten des Magistrats zu Kiel betr. die Verpachtung der Greverkate (und der Schlachterkoppel), 1697-1762, Vertrag vom 5.11.1707, und in Stadtarchiv Kiel, Nr.

17763: Akten der 16 Männer betr. die Verpachtung der Greverkate 1758, Schreiben an den Kieler Magistrat vom 30.8.1758.

5 Siehe Gloy, wie Anm. 2.

Der Name „Greberkate“ leitete sich nach Ansicht des Lehrers und Lokalhistorikers Arthur Gloy (1867-1934) davon ab, dass der Holzvogt „nach seiner Hauptbetätigung im Holze ... gemeiniglich als der Gräber (de Gräver) bezeichnet“⁶ wurde. Auch wenn diese Interpretation vielleicht nicht ganz überzeugend klingt, ist festzuhalten, dass „Greberkate“⁷ bis Mitte des 19. Jahrhunderts die offizielle Bezeichnung blieb. Im Jahr 1849 stellte dann der damalige Pächter Johann Feldberg den Antrag, die Hofstelle umzubenennen. Seiner Meinung nach hatten Umfang und Wert „dieser Besizung“ inzwischen so zugenommen, dass sie „die Bezeichnung Greverkathe als unpassend erscheinen“⁸ ließen. „Kate“ war für sein Empfinden eine zu negative Benennung, weshalb er den Namen „Kielerhof“ vorschlug, bei dem es – später getrennt geschrieben – bis zum Abriss des Anwesens blieb⁹.

Schon seit längerer Zeit hatte sich der Hof, bei abnehmendem Waldbestand, immer mehr von einem forst- zu einem landwirtschaftlichen Betrieb entwickelt, umfasste in den Jahren um 1840/50 mehr als 60 Hektar Land und war damit für damalige Verhältnisse ein recht stattlicher Besitz. Vorausgegangen war zudem im Jahr 1771 seine Umwandlung in eine Erbpachtstelle, während er bis dahin üblicherweise auf zehn Jahre verpachtet wurde¹⁰. Die mit der Übertragung in Erbpacht verbundene Kaufsumme betrug 2420 Reichstaler, zusätzlich musste der Besitzer ein jährliches Pachtgeld von rund 133 Reichstalern zahlen sowie jedes Jahr eine gewisse Menge Roggen, Hafer und Flachs an den Pastor wie auch an den Küster der Nikolai-Kirche liefern¹¹. Dafür war er vom Militärdienst befreit, ebenso von Korn- und Fouragelieferungen, Einquartierungen und öffentlichen Wegelasten¹². Auch das Jagdrecht konnte er gegen eine kleine Gebühr erwerben, die an die Kieler Stadtkämmerei zu zahlen war. Im Gegenzug sicherte sich der Stadtrat das Vorkaufsrecht für das gesamte Anwesen¹³.

Mitte des 19. Jahrhunderts hatte der Kieler Hof anscheinend seine größte Ausdehnung erreicht. Seine Wirtschaftsflächen reichten im Norden und Osten bis knapp an den Steenbeker Weg und die heutige Projensdorfer Straße, im Süden gehörte der größte

6 Gloy, wie Anm. 3.

7 Beziehungsweise die entsprechenden Schreibweisen.

8 Stadtarchiv Kiel, Nr. 7479: Betr. Umbenennung des Gehöfts Greverkate in Kielerhof 1849.

9 Gelegentlich war vom Kieler Hof sogar als „Hufe“ die Rede. Siehe Stadtarchiv Kiel, Nr. 12022: Ablösung von Reallasten 1874-1884, Schreiben des Vorstands der Kieler Kirchengemeinde an den Amtsgerichtsrat Goldbeck-Loewe vom 5.3.1883.

10 Siehe Trautmann, wie Anm. 1.

11 Siehe Gloy, wie Anm. 2.

12 Siehe Johannes von Schröder: Topographie des Herzogthums Holstein, des Fürstenthums Lübek und der freien und Hanse-Städte Hamburg und Lübek, Erster Theil. Oldenburg 1841, S. 228, Stichwort: Greverkathe.

13 Siehe Gloy, wie Anm. 2.



Die „Karte der Brunswik 1846“ zeigt die „Grewerkathe“ mit ihren Ländereien links oben an der Grenze zum Dorf Wik. Aus Max Leisner: Der Flecken Brunswik. In Jürgen Jensen (Hg.): Kieler Stadtteilgeschichte (= Reprints zur Kieler Stadtgeschichte, Bd. 3). Kiel 1985, S. 7.

Teil des späteren Nordfriedhofes dazu und im Westen das Gebiet fast bis zum Bremerkamp. Weitere einzelne Landstücke lagen etwa dort, wo sich heute der Universitäts-Campus am Westring befindet, andere Koppeln grenzten an die heutige Holtenauer Straße¹⁴. Zu dieser Zeit gehörten außerdem ein Meiereibetrieb¹⁵ und seit 1849 eine Branntweinbrennerei zum Hof. Auch eine Mühle „zum Schroten des für seinen Brenneibetrieb erforderlichen Kornes, event. zum Vermahlen fremden Kornes“ hätte Besitzer Feldberg gern gebaut, aber sein Antrag wurde vom Königlichen Ministerium für die Herzogtümer Holstein und Lauenburg abgelehnt¹⁶.

Seit den 1870er Jahren erfolgte eine teilweise Umstrukturierung. Der neue Besitzer, Zimmermeister Andreas Steen, verkaufte Grundstücke an die Marine, die den Bau einer Schießbahn und eines Marinefriedhofes (heute Nordfriedhof) plante¹⁷, wie auch an die Stadt Kiel, die Baugrund benötigte¹⁸, so dass im Jahr 1883 noch 39 Hektar Land zum Kieler Hof gehörten¹⁹. Die Meierei führte Steen fort, die Branntweinbrennerei aber offenbar nicht. Stattdessen machte er ein Fuhrunternehmen auf, mit dem er in den Jahren um 1900 nach eigenen Angaben eine jährliche Einnahme von etwa 6.000 Mark erzielte. Seine wichtigste Erwerbsquelle war aber auch zu dieser Zeit noch die Landwirtschaft, die Jahreseinnahmen von reichlich 15.000 Mark erbrachte. Abzüglich seiner hauptsächlichlichen Ausgaben für Löhne, Landpacht, Saatkorn und Futterstoffe blieb ihm ein Jahreseinkommen von rund 12.000 Mark²⁰, womit er ohne Zweifel zu den vermögenden Kreisen in Kiel gehörte. Weiterhin wurde Land veräußert, zum Beispiel für den 1911 erfolgten Bau des Holsteinplatzes und für die Anlage einer Kleingartenkolonie, bis die restlichen Ländereien 1938/39 an die Stadt Kiel gingen. Das eigentliche Hofgelände mit den Wohn- und Wirtschaftsgebäuden und dem Garten behielt die Familie Steen²¹.

14 Ungefähr zwischen Kleist- und Paul-Fuß-Straße. Siehe Stadtarchiv Kiel, Nr. 7475: Betr. den nicht zustandegekommenen Ankauf der Grundstücke Kielerhof durch die Stadt 1901.

15 Siehe: Straßenverkehr rollt über sieben Jahrhunderte der Stadtgeschichte. In: Kieler Nachrichten, 16.12.1971.

16 Stadtarchiv Kiel, Nr. 7732: Betr. das Gesuch des Besitzers von Kielerhof um Erteilung einer Konzession zur Erbauung einer Mühle 1854/55, Schreiben des Ministeriums vom 10.4.1855.

17 Stadtarchiv Kiel, Nr. 9490: Greverkate (Kieler Hof), Vorkaufrecht, 1785-1901.

18 Stadtarchiv Kiel, Nr. 7475, wie Anm. 14.

19 Stadtarchiv Kiel, Nr. 7476: Akten des Magistrats betr. die Ablösung der auf den Erbpachthöfen Hammer und Kielerhof ruhenden Reallasten, 1880-1884, Protokoll der Verhandlung der Kieler Stadtgemeinde mit dem Besitzer des Hofes Kieler Hof Andreas Friedrich Hinrich Steen wegen Reallasten-Ablösung vom 5.6.1883.

20 Stadtarchiv Kiel, Nr. 7475, wie Anm. 14, Schreiben von A. Steen an den Kieler Magistrat vom 6.10.1901.

21 Siehe: Ärger mit dem „Kieler Hof“. In: Volkszeitung, 17.8.1959, und: Straßenverkehr ..., wie Anm. 15.

Über die Lebensverhältnisse auf dem Kieler Hof berichten die hier verwendeten Unterlagen leider nur wenig²². Die frühesten Nachrichten in dieser Hinsicht liefert ein Vertrag vom 5. November 1707, aus dem immerhin hervorgeht, dass der Pächter 12 Pferde, 24 Kühe, 20 Schafe, 2 Schweine, 8 Gänse und 10 Mastschweine halten durfte und außerdem „jährlich ein[en] Baum Holz zu seiner Feuerung“²³ bekommen sollte. Dass in einem solch umfangreichen Betrieb auch Knechte, Mägde und Tagelöhner beschäftigt werden mussten, liegt auf der Hand. Von Bediensteten ist aber erst 1732 die Rede, als der Knecht Matthias Martens von drei „Hausleuten“ aus dem Dorf Wik bis zur Bewusstlosigkeit verprügelt wurde, weil er ihnen verbieten wollte, ihre Pferde auf einer Koppel des Hofes zu weiden, während die Wiker meinten, ein Recht auf die Weide zu haben²⁴. Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts ist dann auch von Insten die Rede, also von Arbeitern, die auf dem Hof beschäftigt waren und jährlich acht Schillinge Verbittelsgeld, eine Art Steuer, an die Stadt Kiel zu zahlen hatten²⁵.

Um das Jahr 1840, vielleicht auch schon früher, stand außer dem Haupthaus eine Kate für zwei Landarbeiterfamilien zur Verfügung, und insgesamt lebten zu dieser Zeit 31 Personen auf dem Kieler Hof²⁶. Vierzig Jahre später waren es noch 21, nämlich zwölf Erwachsene und neun Kinder bzw. Jugendliche unter 22 Jahren, wovon allein fünf unter 14 Jahren mit ihren Eltern in der Kate wohnten²⁷. Bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts schwankte die Zahl der Bewohner zwischen 20 und 30 Personen, wozu immer zwei bis drei Mägde und ebenso viele Knechte gehörten, die die nach wie vor umfangreichen landwirtschaftlichen Aufgaben zu erledigen hatten. Außerdem lebten, abgesehen von der Familie des Besitzers Steen, der in den Akten nun als Abfuhrunternehmer bezeichnet wurde, wechselnde Personen mit unterschiedlichen Berufen auf dem Hof: ein Schmiedegeselle, der sicherlich für das Abfuhrunternehmen arbeitete, die dort eingesetzten Pferde beschlug und Wagen reparierte, ein Gärtnergeselle, ein Kuhhirte, ein weiblicher „Kochlehrling“²⁸, mehrere Arbeiter, die nicht unbedingt auf

22 Am 16.12.1971 erwähnten die Kieler Nachrichten in dem Artikel „Straßenverkehr ...“, wie Anm. 15, dass die Familie Steen zu dieser Zeit noch einen Briefwechsel zwischen Andreas Steen und seinem Onkel besaß, „in dem in allen Einzelheiten Bau, Beschaffenheit, Bewirtschaftung und Leben der Familie auf ‚Kielerhof‘ beschrieben wird ...“. Leider ist über den Verbleib dieses sicherlich aufschlussreichen Briefwechsels nichts Genaueres bekannt.

23 Stadtarchiv Kiel, Nr. 10668, wie Anm. 4.

24 Stadtarchiv Kiel, Nr. 4328: Betr. die von d. Cronshagener-Amts-Untertanen widerrechtliche vorgenommene Mitbenutzung d. K. Stadtweide u. ihre gegen Knecht Martens auf der Greverkathe vorgenommene Körperverletzung 1715-1732, Anzeige vom 30.4.1732.

25 Siehe Gloy, wie Anm. 2.

26 Siehe Schröder, wie Anm. 12.

27 Stadtarchiv Kiel, Nr. 6360: Volkszählung am 1.12.1880.

28 Stadtarchiv Kiel, Nr. P 48a. 117: Personenverzeichnis der Stadt Kiel 1896/97.

dem Hof, sondern zum Beispiel bei der „Schloßbrauerei“ in Kiel angestellt waren, eine Näherin, ein Zimmermann, ein Verwalter²⁹. Einsam ist es auf dem Hof wohl nicht gewesen, dafür lebten dort zu viele Menschen relativ eng beieinander. Dass er aber doch lange Zeit ein wenig abseits lag, zeigt ein Vorfall aus dem Jahr 1865. Ein Pferd des damaligen Pächters Cordes war bei einer Kutschfahrt auf dem nicht weit vom Kieler Hof entfernten Knooper Weg in einen ungesicherten Drainagegraben gestürzt. Die Schuld daran wurde dem „Drainmeister“ gegeben, der den Graben nicht gesichert hatte, weil er solche Vorsichtsmaßnahmen für überflüssig hielt. Schließlich sei, so meinte er, „die fragliche Wegestrecke tagelang von keinem einzigen Wagen passiert“³⁰ worden. Viel Verkehr gab es im Umfeld des Kieler Hofes also offensichtlich nicht.

Einige Nachrichten liegen für die Baulichkeiten vor. Insgesamt hat es mindestens vier zeitlich aufeinander folgende Wohngebäude gegeben. Das früheste in den vorliegenden Akten genannte Haus stand bis 1739, brannte dann ab und wurde umgehend durch einen Neubau ersetzt³¹. Dieses Gebäude ließ der damalige Besitzer im Jahr 1811 abbrechen, um ein neues Wohnhaus zu errichten³², das 1902 durch Brandstiftung verloren ging. Der nun folgende Bau orientierte sich stilistisch an den ostholsteinischen Herrenhäusern, blieb aber in seinen Abmessungen bescheidener und wurde, wie weiter oben schon gesagt, 1971 abgerissen.

Für das zweite und das dritte Gebäude liegen etwas ausführlichere Beschreibungen vor. Diesen Unterlagen zufolge hatte das 1739 erbaute Haus Fachwerkwände und ein Strohdach³³. Es war auf heutige Maßeinheiten umgerechnet etwa 30 Meter lang und 15 Meter breit³⁴, besaß eine nicht heizbare große Stube mit sieben Fenstern, wandfesten Sitzbänken an allen vier Seitenwänden und einem Fußboden aus roten Ziegelsteinen, eine zweite Stube mit einem Ofen aus schwarzen Kacheln, außerdem eine weitere Stube, über die nichts Genaueres vermerkt wurde, drei Kammern, zwei davon für das Gesinde, eine Diele, eine Speise- und Milchammer, einen kleinen Keller sowie einen

29 Siehe die Personenverzeichnisse der Stadt Kiel 1896/97-1900 in: Stadtarchiv Kiel, Nr. P 48a. 117, P 48a. 130, P 48a. 143, P 48a. 156, P 48a. 170.

30 Stadtarchiv Kiel, Nr. 19047: Anspruch des Besitzers Cordes vom Kieler Hof für ein durch Fahrlässigkeit der Stadt zu Schaden gekommenes Pferd, 1865, Bericht der Baucommission an die städtischen Collegien vom 6.1.1865.

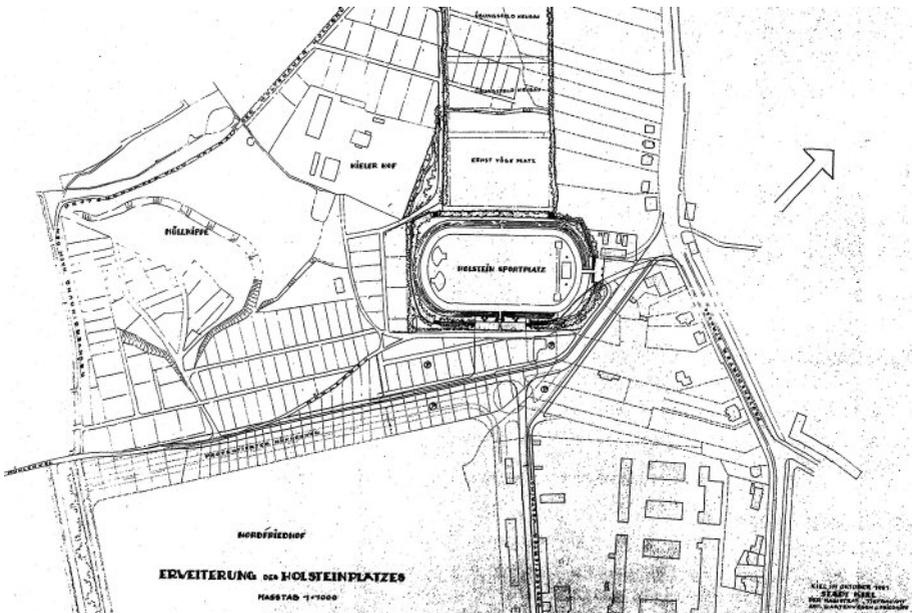
31 Siehe Stadtarchiv Kiel, Nr. 10668, wie Anm. 4, Schreiben vom 4.4.1758. Dass der Neubau noch 1739 entstand, geht hervor aus Stadtarchiv Kiel, Nr. 4342: Akten des Magistrats zu Kiel betr. die Vererb-pachtung der Gehöfte Hammer und Greverkathe, 1767-1771, Designation von dem Gehöfte Greverkahte und dessen Pertinentien ..., 1770.

32 Siehe Straßenverkehr ..., wie Anm. 15.

33 Siehe Stadtarchiv Kiel, Nr. 10668, wie Anm. 4, Inventar vom 2.5.1759.

34 Siehe Stadtarchiv Kiel, Nr. 4342, wie Anm. 31, Designation Hier sind 90 Fuß Länge und 45 Fuß Breite angegeben. Zur Umrechnung siehe Lorenzen-Schmidt, wie Anm. 3, S. 23 ff.

Pferde- und Kuhstall³⁵. Weitere Gebäude waren ein Backhaus und eine Scheune von etwa 15 Metern Länge. Außerdem gehörten zwei Gärten zum Hof, wovon der eine anscheinend ein Obstgarten war, denn in ihm standen „26 Stück [...] Fruchtbäume“³⁶. In der „Designation von dem Gehöfte Grever-Kahte“ aus dem Jahr 1770 ist in Bezug auf das Wohnhaus zusätzlich die Rede von einer Küche und einem großen „Speiß- und Tanz-Saal, in der 2ten Etage befindlich“³⁷, wobei nicht klar ist, ob diese Räumlichkeiten schon im Jahr 1739 beim Bau des Hauses mit entstanden oder erst später hinzukamen. Der Ausbau der „2ten Etage“ war sicher etwas Besonderes, in seinen Grundstrukturen ist das Gebäude aber wohl ein niederdeutsches Fachhallenhaus gewesen.



Projektplan „Erweiterung des Holsteinplatzes“ von 1951. Der Kieler Hof befindet sich links oberhalb des Stadions. Plan: Stadtarchiv Kiel.

Der Nachfolgebau aus dem Jahr 1811 war nach einer Beschreibung von 1843³⁸ massiv gemauert und bot noch ein bisschen mehr Platz als das vorherige Haus. In ihm gab es einen Milch- und Butterkeller, im unteren Stockwerk eine Vordiele, eine Wohn-

35 Siehe Stadtarchiv Kiel, Nr. 10668, wie Anm. 4, Inventar vom 2.5.1759.

36 Wie Anm. 35.

37 Stadtarchiv Kiel, Nr. 4342, wie Anm. 31.

38 Siehe Stadtarchiv Kiel, Nr. 15966: Verlassungsakten Greverkathe (Kieler Hof), 1785-1857.

stube, einen Gartensaal, zwei Schlafkammern, eine Küche, zwei Speisekammern und zwei Gesindestuben sowie im oberen Stockwerk drei Stuben, zwei Schlafkammern und einen geräumigen Kornboden. Der separate Rinderstall war ein Fachwerkbau und bot Platz für 50 Kühe und rund 200 Fuder Heu oder Stroh, eine Scheune diente als Pferdestall und Häckseldiele, eine zweite Scheune als Wagenschuppen und Kornspeicher. Beide Scheunen waren wie der Rinderstall in Fachwerkbauweise errichtet. Ein Stall für Schweine und Federvieh, in dem auch die „Feuerung“ und eine Käsekammer untergebracht waren, ein ziegelgedecktes Backhaus und die schon vorher genannte Landarbeiterkate komplettierten zu dieser Zeit den Gebäudebestand.



*Das Wohnhaus des Kieler Hofes kurz vor dem Abriss im Jahr 1971.
Foto: Stadtarchiv Kiel, Sammlung Magnussen.*

Am 22. September 1902 fielen das Wohnhaus und drei Wirtschaftsgebäude einem Brand zum Opfer. Das Feuer wurde morgens um drei Uhr entdeckt, „der Besitzer, dessen Schwester, der Verwalter und die Mamsell, welche im ersten Stock [des Wohnhauses] schliefen, mußten nackt ins Freie

flüchten“, und „man sandte sofort einen reitenden Boten nach Kiel, um Kleidungsstücke beschaffen zu lassen“³⁹. Große Sorge herrschte darüber hinaus um das weibliche Dienstpersonal, das seine Schlafstellen in einer der abgebrannten Scheunen hatte. Zum Glück stellte sich aber rasch heraus, dass die Mägde nicht dort, sondern beim Vieh auf der Weide beschäftigt gewesen waren⁴⁰. Dass das Feuer an drei verschiedenen Stellen gleichzeitig ausgebrochen war, deutete auf Brandstiftung hin. Der Verdacht fiel auf zwei Knechte, die früher auf dem Kieler Hof gearbeitet hatten, bestätigte sich aber nicht. Die Frage, wer den Brand gelegt hatte, blieb offen⁴¹.

³⁹ Kieler Zeitung, 22.9.1902, Lokalnachrichten.

⁴⁰ Siehe Kieler Zeitung, 27.9.1902.

⁴¹ Siehe Kieler Zeitung, 22.9.1902 und 25.9.1902, jeweils Lokalnachrichten.

Über die Innenräume des letzten, im Jahr 1902 errichteten Wohngebäudes kann leider nichts gesagt werden, weil die hier ausgewerteten Quellen in dieser Hinsicht keine Informationen enthalten. Äußerlich war es ein großzügiger, repräsentativer Bau mit massiv gemauerten Wänden, einer harten Bedachung und einem voll ausgebauten Obergeschoss. Auf der Schauseite gliederten symmetrisch angelegte Fensterreihen die Fassade, und die Eingangssituation wurde durch vier Säulen betont, die einen darüber liegenden Balkon trugen. Diesem repräsentativen Äußeren des Gebäudes haben die Räumlichkeiten im Inneren des Hauses sicher entsprochen.

Bestrebungen, das Wohnhaus des Kieler Hofes zu erhalten, hat es anscheinend nicht gegeben. Mit Bedauern stellten die „Kieler Nachrichten“ beim Abbruch des Gebäudes 1971 fest, dass damit ein nicht unbedeutendes Zeugnis alter Kieler Stadtgeschichte verloren ging⁴². Heute erinnert nur noch ein Kleingartengelände mit dem Namen „Kieler Hof“ an das ehemalige Anwesen⁴³.

42 Siehe: Der „Kieler Hof“ muss weichen. In: Kieler Nachrichten, 20.3.1971 und Straßenverkehr ..., wie Anm. 15.

43 Den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Stadtarchivs Kiel danke ich vielmals für ihre Unterstützung bei der Recherche.

Berichte und Mitteilungen

Impulse aus der Löwenstadt.

Bericht über die volkskundliche Arbeit am Braunschweigischen Landesmuseum

Anne Czichowski

In diesem Beitrag werden die verschiedenen Aufgabenfelder meiner Tätigkeit als Volkskundlerin am Braunschweigischen Landesmuseum skizziert. Seit Dezember 2010 bin ich dort mit einem befristeten Vertrag als Wissenschaftliche Mitarbeiterin für das Referat Volkskunde angestellt. Dieser Beitrag soll, nach einer kurzen Zusammenfassung der Museumsgeschichte des Braunschweigischen Landesmuseums, Einblicke in meine derzeitigen Tätigkeitsbereiche sowie eine Auseinandersetzung mit der gegenwärtigen musealen Arbeit liefern.

Zwei Aufgabenbereiche meiner Arbeit werden hierbei aufgegriffen, welche auch die Schwerpunkte meines Stellenprofils darstellen. Dazu zählt zum einen die Ausarbeitung der musealen Neukonzeption des Bortfelder Bauernhausmuseums, zum anderen die Standortbestimmung und Analyse der volkskundlichen Sammlung des Braunschweigischen Landesmuseums.

Das Braunschweigische Landesmuseum hat sein 120-jähriges Bestehen gefeiert. Anlässlich seines Jubiläums wurde am 11. Oktober 2011 die Ausstellung „Tatort Geschichte – 120 Jahre Spurensuche im Braunschweigischen Landesmuseum“ eröffnet. Präsentiert werden 120 Exponate aus 300 000 Jahren Geschichte in einer modernen Form des Musée Sentimental, welches „banale“ Alltagsgegenstände neben bedeutsame Kunstwerke stellt. Dabei teilen sich die Ausstellungsabteilungen in die Bereiche „Gedächtnis“ und „Erinnerung“. Im Bereich Gedächtnis werden anhand der Exponate große und kleine Ereignisse aus vergangenen Epochen erzählt. Der Bereich Erinnerung präsentiert Exponate vom Gründungsjahr des Museums bis in die Gegenwart. Dabei korrespondieren die Objekte, die für die kollektive Erinnerung stehen, mit den sogenannten individuellen Sachzeugnissen wie Tagebuchnotizen, Zeichnungen, Fotos oder einem Super-8-Film. Insbesondere diese individuellen Erinnerungsstücke eröffnen dem Betrachter eine persönliche Zugangsebene zur Zeitgeschichte.

Anstoß für die Gründung des Vaterländischen Museums im Jahr 1891 (heute Braunschweigisches Landesmuseum) lieferte ebenfalls eine Ausstellung, die an den 75. To-



Jubiläumsausstellung Tatort Geschichte im Braunschweigischen Landesmuseum.

destag Herzog Friedrich Wilhelms erinnern sollte. Bei den damals vorhandenen Museen (Herzogliches Museum, heute Herzog Anton Ulrich Museum, Naturkundliche Sammlung, heute Staatlich Naturhistorisches Museum, und Städtisches Museum) bestand in Zeiten des Aufbruchs und eines „geschwächten“ Herzogtums kein Interesse, eine derartige Ausstellung auszurichten. Ein öffentlicher Aufruf der engagierten und patriotischen Braunschweiger Bürger demonstrierte jedoch das Gegenteil. Zahlreiche zusammengetragene Erinnerungsstücke, insbesondere von Privatpersonen, bewiesen das bürgerliche Interesse. Die einmalige Ausstellung, die an den heroischen Tod des Schwarzen Herzog erinnern sollte, wurde 1890 in der Aegidienhalle eröffnet. Ihre zahlreichen Besucher und der daraus resultierende Wunsch, diese Erinnerungen in einem Vaterländischen Museum zusammenzuhalten, fand mit Hilfe des braunschweigischen Geschichtsvereins sein Gehör: Das Vaterländische Museum öffnete am 11. Oktober 1891 in den ehemaligen Räumlichkeiten des Herzoglichen Museums am Hagenscharm seine Türen.

In seiner 120-jährigen Geschichte hat das Braunschweigische Landesmuseum turbulente Zeiten erlebt. Geprägt durch politische und personelle Umbrüche, mehrere Standortwechsel und die Beschädigung von Gebäuden in Kriegzeiten, kam es immer

wieder zu Veränderungen. Insbesondere die volkskundliche Sammlung erlitt Verluste. Das vom Museumsdirektor Karl Steinacker 1928 translozierte Bortfelder Bauernhaus von 1737, welches als Freilichtmuseum im Museumshof Hinter Aegidien zahlreiche Besucher anzog, fiel 1944 mit einem Teil der Innenausstattung den Brandbomben zum Opfer.

Damit verlor die volkskundliche Sammlung, die während der Kriegsjahre ausgelagert war, eine wichtige Ausstellungsfläche. Erst in den 1960er Jahren konnte mit der Initiative des Museumsdirektors Rolf Hagen das Bortfelder Bauernhaus Nr. 50 als Außenstelle für das Braunschweigische Landesmuseum akquiriert werden.¹



Translozierung des Vierständerhauses aus Bortfeld in den Museumshof Hinter Aegidien..

Schon im Jahr 1911 bewunderte das braunschweigische Herzogspaar Johann Albrecht und seine Frau Elisabeth das Zweiständerhaus und wünschte dem Dorfmuseum viele Besucher. Im Jahr 1941 erwarb der Kreisgemeindeverband das Bauernhaus. Es wurden Pläne umgesetzt, die das Haus in seinen vermeintlichen „originalen“ Zustand zurückführten. Geplant war eine öffentliche Kulturstätte,

die auch den nationalsozialistischen Parteizwecken dienen und gleichzeitig das frühere bäuerliche Leben veranschaulichen sollte. Diese Pläne gingen jedoch in den Kriegzeiten unter.

Im Jahr 1966 stellte der Landkreis dem Landesmuseum das Bauernhaus Nr. 50 als Museumsgebäude zur Verfügung. Sanierungsmaßnahmen und das Errichten eines Schauers für die landwirtschaftlichen Großgeräte wurden vorgenommen. Bei einem feierlichen Festakt am 17. Juni 1968 übergab der Landrat das Heimatmuseum der Öffentlichkeit. Bis die letzten Bewohner 1969 aus dem Bauernhaus auszogen, waren es

¹ Vgl. Rolf Hagen/Werner Flechsig: Braunschweigisches Landesmuseum für Geschichte und Volkstum. Von der Gründung bis zur Gegenwart. Bd. 1. Braunschweig 1966. Meike Buck / Hans Jürgen Derda / Heike Pöppelmann: Tatort Geschichte. 120 Jahre Spurensuche im Braunschweigischen Landesmuseum. Petersberg 2011.

nur vier Räume, die das bäuerliche Leben des 19. Jahrhunderts repräsentierten. Ab dann wurden die gesamten Räume für die Ausstellung genutzt.

Die Museumsausstattung stammte aus dem Bestand des Landesmuseums und aus den freizügigen Stiftungen der Bortfelder und umliegenden Gemeindebewohner. Die Gestaltung des Bauernhausmuseums wurde bis in die 1990er Jahre insbesondere durch die Volkskundlerin Mechthild Wiswe geprägt. Seit 2005 ist das Bortfelder Bauernhausmuseum auf Grund von Dach- und Gebäudeschäden der Öffentlichkeit nicht mehr zugänglich. Im darauf folgenden Jahr starteten die Sanierungsarbeiten, die vor allem

durch das hohe Engagement der Landesdenkmalkonservatorin Cordula Reulecke begleitet wurden. Das Dach und die Fachwerkkonstruktion wurden saniert, ebenso die Fenster aufgearbeitet. In diesem Zuge wurden bei dem ILEK-geförderten Projekt² neue bauhistorische Untersuchungen vorgenommen, wobei die dendrochronologischen Untersuchungen ergeben haben, dass das Haus älter ist als zuvor angenommen (Datum der Stockwerksschwelle 1726): Die Untersuchungen lieferten eine Datierung von 1566 und von 1639. Hinsichtlich der Datierung des Deckenbalkens von 1566 kann dabei von einer Zweitverwendung ausgegangen werden.



Bortfelder Bauernhausmuseum.

Es wird vermutet, dass das Zweistöckerhaus im Jahr 1639 erbaut wurde und weitere Umbauphasen in den Jahren 1726 und 1851 folgten.

Im Zuge der Sanierungsarbeiten entwickelte sich die Notwendigkeit einer neuen Ausstellungspräsentation, die die Befundermittlungen aufgreifen sollte. In einer Projektgruppe erarbeiten der Landkreis Peine³, das Braunschweigische Landesmuseum und das Landesamt für Denkmalpflege unter Begleitung des Julius Kühn Instituts und eines Architektur- und Ingenieurbüros die Neugestaltung des Bortfelder Bauernhaus-

² Integriertes Ländliches Entwicklungskonzept - <http://www.region-peiner-land.de/ilek/>.

³ Seit der Bezirksreform 1974 ist der Landkreis Peine Eigentümer des Bortfelder Bauernhausmuseums.

Für die museale Betreuung ist das Braunschweigische Landesmuseum zuständig.

museums. Innerhalb dieses Projektes wurde meinerseits eine Grundlagenermittlung und Konzeptentwicklung erstellt. In diesem Zusammenhang war es die größte Herausforderung, sich innerhalb des kurzen Zeitraums in die laufenden Projektstrukturen einzuarbeiten. Mein befristeter Vertrag umfasst dabei nicht nur diese Aufgabenstellung, sondern auch die Analyse und Standortbestimmung der volkskundlichen Sammlung des Braunschweigischen Landesmuseums.

Durch die Schließung des Bortfelder Bauernhausmuseums befindet sich nur ein kleiner Teil an volkskundlichen Objekten im aktuellen Ausstellungsbereich des Haupthauses⁴. Durch den Entschluss, die Sanierungsarbeiten am Bortfelder Bauernhausmuseum vorzunehmen, mussten im Winter 2005/2006 sämtliche Ausstellungsobjekte umgelagert werden. Die zahlreichen Objekte (Hausrat/Arbeitsgeräte/Kleidung) des Innengebäudes sollten schnellstmöglich eine neue Depotstätte finden. Die bestehenden Magazinflächen konnten jedoch diese Anzahl an Objekten nicht aufnehmen.



Transport und Zwischenlagerung von volkskundlichem Gerät.

Die volkskundlichen Sammlungsdepots des Braunschweigischen Landesmuseums erstrecken sich über verschiedene Standorte, und nur zwei der insgesamt sechs Depots befinden sich innerhalb der vier Museumshäuser. Die restlichen vier Depots sind so-

⁴ Das Braunschweigische Landesmuseum ist ein Museum in vier Häusern, bestehend aus dem Haupthaus, dem ehemaligen Vieweg Verlagshaus am Burgplatz, dem Ausstellungszentrum Hinter Aegidien/Jüdisches Museum, der Archäologie in der Kanzlei/Wolfenbüttel und dem Bortfelder Bauernhausmuseum.

genannte Außendepots. Drei davon wurden auf Grund von fehlender eigener Magazinfläche angemietet.

Mittlerweile kann fast von einer Magazinnotlage gesprochen werden, auch im Braunschweigischen Landesmuseum. Die „fetten Jahre“ des Sammelns sind vorbei. Durch das „bulimische“ Sammlungsverhalten⁵, welches insbesondere um die Jahrhundertwende und in den 1960er und 1970er Jahren geherrscht hat, stehen nun viele Museen einer kaum zu bewältigenden Masse an angesammelten Objekten gegenüber.

Mit dieser Problematik war auch ich konfrontiert, wobei mir weniger die Masse bei der Sichtung Probleme bereitete, sondern vielmehr die nicht sachgerechte Depotlage. Alle vier Außendepots sind aus unterschiedlichen Situationen heraus entstanden, überwiegend mit der Intention einer Zwischenlagerung. Die Zwischenlagerung von Objekten ist, wie im Fall der Sanierungsarbeiten des Bauernhausmuseums, ein immer wieder vorkommender Umstand im Museumsalltag. Langfristig gesehen stellt die Anmietung von nicht adäquaten privaten Raumflächen jedoch keine Lösung dar, um den qualitativen konservatorischen Ansprüchen des Bewahrens gerecht zu werden. Auf einer Tagung⁶ sprach ein Kollege von den „Kammern des Schreckens“. Diese Formulierung mag einigen überspitzt vorkommen, doch gleichzeitig ist sie Hinweis darauf, in welcher momentanen Situation sich einige Museen mit ihren Sammlungen und Depots befinden. Kulturelle Sparmaßnahmen und stagnierende Personalbesetzungen haben dazu geführt, dass die vier Standbeine der musealen Aufgabenbereiche (Sammeln, Bewahren, Erforschen und Vermitteln) unter diesen Umständen nicht mehr gleichberechtigt in der musealen Arbeit berücksichtigt werden können.

Durch die finanziellen Mittel, die die Bewilligung meiner derzeitigen Stelle ermöglicht haben, bietet sich die Chance, nach einer über zehnjährigen Vakanz der volkswirtschaftlichen Stelle, an den dargelegten Situationen zu arbeiten. Für mich persönlich ist es dabei eine Herausforderung, täglich zwischen der realen Sachlage und den fachkundlichen Ansprüchen abzuwägen und mit Erfindungsgeist und Fördermitteln neue Wege im musealen Arbeitsalltag zu beschreiten.

5 Vgl. Markus Walz: Bulimie musealis. Museumssammlungen zwischen Kulturerbe und Kulturmüll. In: Informationen des Sächsischen Museumsbundes e.V., H. 34/2007.

6 „Welche Zukunft hat das Sammeln?“. 19. Tagung der Arbeitsgruppe „Sachkulturforschung und Museum“.

Krawall! Unruhige Zeiten 1840-2010

Polizeigeschichtliche Sonderausstellung des Volkskunde Museums Schleswig

Carsten Fleischhauer

Das Volkskunde Museum der Stiftung Schleswig-Holsteinische Landesmuseen Schloss Gottorf hatte im Jahr 2006 die seltene Gelegenheit, sich mit dem Thema „Polizeigeschichte“ ein gänzlich neues Sammlungsgebiet zu erschließen. Ausgangspunkt war die Schenkung der Privatsammlung von Wolfgang Kroker, dem langjährigen Beauftragten für Polizeigeschichte des Landes Schleswig-Holstein, der seit 1959 eine der größten privaten Polzeisammlungen Deutschlands aufgebaut hatte. Kern dieser Sammlung sind Objekte aus Schleswig-Holstein, ergänzt um Zeugnisse der Polizeien in den weiteren Gebieten des ehemaligen Landes Preußen und Norddeutschlands. Die Objekte stammen aus allen Sparten der Polizei seit dem späten 18. Jahrhundert; dabei ist die

Sammlung jedoch nicht auf die klassischen Liebhabergebiete – Waffen, Uniformen, Kopfbedeckungen, Orden und Abzeichen – beschränkt, sondern sie umfasst auch technisches Gerät, Möbel, Fahrzeuge und andere Objekte aus der alltäglichen Polizeiarbeit, die für ein kultur- und landesgeschichtlich ausgerichtetes Museum vielfach interessanter sind, als die



Polizeieinsatz in Brokdorf 1981 (Foto: Hans Korth, Landespolizeiamt Kiel).

hoch bewerteten Sammlerstücke. Insgesamt handelt es sich um die mit Abstand größte und umfassendste Sammlung in Norddeutschland, die etwa bei Säbeln, Handfeuerwaffen und Kopfbedeckungen einen geradezu enzyklopädischen Charakter besitzt.

Unabhängig davon bot die Schleswig-Holsteinische Landespolizei dem Volkskunde Museum gleichzeitig die Lehrmittelsammlung der Polizeidirektion für Aus- und Fortbildung Eutin zur Übernahme an. Diese Sammlung war in den 1960er und 1970er Jahren aufgebaut worden, um Polizeianwärter anschaulich mit den verschiedensten Facetten der Kriminalität vertraut zu machen. Hauptsächlich bestand die Lehrmittel-

sammlung aus polizeilichen Original-Asservaten aus Schleswig-Holstein – von illegalen Waffen über exemplarische Belegstücke zu Delikten wie Trickdiebstahl, Einbruch und Mord bis hin zu Kuriosa wie der Pillendrehmaschine eines Ecstasy-Drogenlabors oder der Einrichtung eines Sado-Maso-Studios der frühen 1970er Jahre¹.

Mit der zeitgleichen Übernahme der Bestände „Eutin“ und „Kroker“ nutzte das Museum 2006 die Gelegenheit, parallel zwei gänzlich unterschiedliche Sammlungen aus demselben Themenkreis zu übernehmen – die Lehrmittelsammlung der Landespolizei mit Originalbelegen aus der Kriminalitätsgeschichte der Nachkriegszeit einerseits und andererseits die Sammlung Kroker, die die Seite des Staats mit den Ausstattungsstücken, Geräten und Insignien der Ordnungshüter über einen Zeitraum von gut 200 Jahren umfassend darstellt. Ein Auswahlkatalog der polizeigeschichtlichen Sammlungen des Volkskunde Museums ist 2010 veröffentlicht worden²; die Detailinformationen zu den weiteren Einzelobjekten gehen nach und nach in das digitale Inventarisierungsprojekt *digicult* ein, so dass sie – zum Teil bereits heute – über die Internetseite www.museen-nord.de der Forschung und allen Interessierten zugänglich sind.



Aus einem Mülleimerdeckel gefertigter Schutzschild eines Brokdorf-Demonstranten, 1970er Jahre (Inv.-Nr. 2010VK239).

Das Thema „Polizeigeschichte“ kann in einem Landesmuseum nicht als enzyklopädische Dauerausstellung präsentiert werden. Als Museum für Alltags- und Landesgeschichte präsentiert das Volkskunde Museum Schleswig seine enorm umfangreichen polizeigeschichtlichen Bestände stattdessen in wechselnden Sonderausstellungen, die in einem Turnus von etwa drei Jahren aufeinander folgen. Die erste polizeigeschicht-

¹ Vgl. den Beitrag von Matthias Bunzel, in: TOP 35/2008, S. 34-45.

² Wolfgang Kroker: *Polizeigeschichte in Schleswig-Holstein*, hg. u. bearb. v. Carsten Fleischhauer und Guntram Turkowski. Heide 2010.

liche Ausstellung des Museums dokumentierte von 2007 bis 2010 einen der spektakulärsten Kriminalfälle der Landesgeschichte: Die „Banklady“ Gisela Werler, die erste Bankräuberin Deutschlands, verübte von 1964 bis 1967 mit ihren Komplizen insgesamt 19 Banküberfälle in Schleswig-Holstein, Hamburg und Niedersachsen, bis sie 1967 in Bad Segeberg verhaftet wurde. Der Prozess gegen die „Banklady“ vor dem Landgericht Kiel im Jahr 1968 gehörte zu den aufsehenerregendsten Medienereignissen der späten sechziger Jahre. Die Ausstellung im Volkskunde Museum zeigte die Originalasservate aus der Lehrmittelsammlung der Landespolizei mit den Waffen, Maskierungen und Ausstattungsstücken der Bankräuber. Diese waren in drei Inszenierungen eingebettet, die jeweils die Perspektive der Opfer, der Ermittler und der Täter widerspiegeln: Eine Ausstellungsstation war als Bankfiliale eingerichtet, eine zweite mit Objekten der Kroker-Sammlung als Polizeistation der sechziger Jahre, und die dritte stellte die Privatwohnung der „Banklady“ dar, die für die Ausstellung anhand der Ermittlungsfotos der Polizei rekonstruiert wurde. In Video- und Hörstationen kamen betroffene Bankangestellte, die seinerzeit ermittelnden Polizisten und die Bankräuber selbst als



Inszenierung im Eingangsbereich der Ausstellung.

Zeitzeugen zu Wort.

Ende 2010 wurde mit „Krawall! Unruhige Zeiten 1840-2010“ die zweite polizeigeschichtliche Sonderausstellung des Volkskunde Museums eröffnet. Bewusst wurde nach dem mikrohistorischen Ansatz der „Banklady“ für das neue Projekt eine gänzlich andere Perspektive gewählt. Das Konzept, einer sehr speziellen Fragestellung – Gewalt im öffentlichen Raum – über mehr als ein Jahrhundert nachzugehen, fügt sich ein in die 2006 mit „Schleswig-Holsteinische Erinnerungsorte“ begonnene und 2008 mit „Von A nach B. Mobilität und Verkehr in Schleswig-Holstein“ fortgesetzte programmatische Neuausrichtung des Museums, die insbesondere bei den Dauerausstellungen eine deutlich präzisere historische Verortung der volkskundlich-alltagsgeschichtlichen Fragestellungen anstrebt.

Pierers Universal-Lexikon von 1860 beschrieb „Krawall“ als eine „mit Lärmen, Demoliren etc. verbundene politische Demonstration (meistens nur der niedersten Volksschichten) von größerem Umfang“, nach dem Duden handelt es sich bei „Kra-

wall“ um „Tumult mit Tätlichkeiten“. Detaillierter ist die Encyclopædia Britannica von 1962: „RIOT, in general terms, is a temporary violent outbreak of civil disorder (...). As a legal concept, (...) it is a criminal offence against public order involving a group, however small, and the use of violence, however slight.“ Es geht also um eine zeitlich begrenzte Auflösung der öffentlichen Ordnung, die durch eine Gruppe von Menschen – wie groß oder klein sie auch sein mag – verursacht wird und mit Gewalt verbunden ist, unabhängig davon, ob sie eher geringfügig oder massiv ausgeübt wird. Diese Definition liegt der Ausstellung zugrunde.

Damit verbunden war eine bewusste thematische Eingrenzung: Kriege und Revolutionen sind umstürzende Ereignisse, die über den zeitlich begrenzten Gewaltausbruch eines Krawalls weit hinausgehen. Thema der „Krawall-Ausstellung“ sind dagegen die Manifestationen von Gewalt auf einer alltäglicheren Ebene. Es geht in der Ausstellung daher ausdrücklich nicht um die deutsch-dänischen Kriege des 19. Jahrhunderts, sondern um den Husumer Butterkrieg von 1848 als exemplarisches Beispiel eines Hungeraufstands in der Mitte des 19. Jahrhunderts, und es geht auch nicht um die die Monarchie stürzende Novemberrevolution von 1918/19, sondern um den in Schleswig-Holstein besonders blutig gescheiterten Kapp-Putsch von 1920.

Die Ausstellung zeigt, dass gewalttätige Auseinandersetzungen auf der Straße historisch keineswegs auf die großen städtischen Ballungsgebiete jenseits der Elbe beschränkt blieben, sondern dass auch das ländlich geprägte Schleswig-Holstein in den vergangenen 170 Jahren immer wieder von Krawallen erschüttert wurde. Oft ging es dabei um überregionale Konflikte – nicht nur beim Kapp-Putsch, sondern auch bei den Straßenkämpfen zwischen SA, Rotfront-Kämpferbund, Stahlhelm und Reichsbanner in der Endphase der Weimarer Republik, ebenso während der Studentenbewegung der 1968er Jahre oder später bei den Auseinandersetzungen um Atomkraftwerke oder die Wehrmachtausstellung. Aufbegehrende und randalierende „Halbstarke“ gab es in den 1950er Jahren überall in Deutschland, und gewaltbereitete „Hooligans“ sind seit Jahrzehnten ein europaweites Problem des Fußballsports. Genauso gab es aber auch spezifisch schleswig-holsteinische Spannungen und Krawalle. Neben dem „Husumer Butterkrieg“ von 1848 greift die Ausstellung dazu exemplarisch die Landvolkbewegung heraus: Die in Dithmarschen entstandene Bewegung um den „Bauerngeneral“ Claus Heim forderte in den 1920er Jahren Staatsmacht und Republik durch Steuerboykott, Großdemonstrationen und passiven Widerstand heraus, teilweise ging man bis zum Terrorismus.

Die in der Ausstellung in chronologischer Reihenfolge gezeigten Krawalle gehen auf sehr verschiedene Ursachen zurück: Soziale Konflikte waren die Hauptauslöser

für den Husumer Butterkrieg von 1848 und für den Erfolg der Landvolkbewegung ab 1928, während dem Kapp-Putsch von 1920, den Straßenkämpfen der frühen 1930er Jahre, der Achtundsechziger-Bewegung und den Auseinandersetzungen um die Wehrmachtsausstellung 1999 in erster Linie politische Motive zugrunde lagen. In den 1970er Jahren kam mit der Kernenergie ein gänzlich neues Thema auf, das an Schlüsselschauplätzen wie Brokdorf erbittert und teilweise gewaltsam zwischen der Anti-AKW-Bewegung und dem Staat ausgekämpft wurde. Daneben gibt es schließlich eine gewissermaßen zeitübergreifende Krawall-Konstante, die sich ohne tiefer gehende ideologische Hintergründe im Feld zwischen jugendlichem Übermut, Langeweile und Aufbegehren gegen starre gesellschaftliche Konventionen bewegt: Von den Stationen der Ausstellung sind die „Halbstarken“ der 1950er Jahre, die Fußball-Hooligans der letzten Jahrzehnte und zu einem guten Teil wohl auch die Husumer Deicharbeiter von 1848 diesem Bereich zuzurechnen.

Die Ausstellung behandelt Krawall als „violence, however slight“. Entsprechend unterschiedlich sind die Ausformungen der Gewalt, die in den einzelnen Ausstellungsstationen behandelt werden – von spontanen, gänzlich unorganisierten und weitgehend unbewaffneten Gewaltausbrüchen wie in Husum 1848 oder bei den „Halbstarken“ bis zu den extremen, bürgerkriegsähnlichen Formen schwerbewaffneter Kämpfe wie beim Kapp-Putsch oder beim Altonaer Blutsonntag von 1932. Die Polizei war zu jeder Zeit das staatliche Exekutivorgan, das politische Entscheidungen der jeweiligen Regierung – sei es die Beschlagnahme einer Landvolk-Fahne, sei es die Auflösung einer Brokdorf-Demonstration – notfalls unter Einsatz von Gewalt durchzusetzen hatte. Ungeachtet aller politischen Umwälzungen gab es jedoch bei der Polizeiarbeit eine gewisse überzeitliche Konstante: Öffentlicher Aufruhr und Gewalt auf den Straßen wurden normalerweise von der Polizei bekämpft und unterdrückt. Dies änderte sich erst



Ausstellungsstation zur Polizei im nationalsozialistischen Staat.

nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten, als Staatsgewalt und gewalttätige NS-Parteigliederungen praktisch nicht mehr zu unterscheiden waren: Die als Krawalltruppe in den Straßenkämpfen der Weimarer Republik geschulten SA-Leute wurden ab 1933 als „Hilfspolizisten“ eingesetzt, während die Polizei reichsweit gleichgeschaltet und bald darauf Heinrich Himmler, dem „Reichsführer“ der SS, unterstellt wurde. Wegen der organisatorischen, teilweise auch personellen Verflechtung zwischen Polizei und SS, SA und Sicherheitsdienst (SD) war ein polizeiliches Einschreiten gegen NS-Gewalttaten weitestgehend ausgeschlossen; Staatsmacht und Krawalltruppen waren fast ununterscheidbar miteinander verschmolzen. So wurden die antijüdischen Gewalttaten der sogenannten Reichskristallnacht vom 9. November 1938 überwiegend von SA-Männern begangen – die Polizei schritt allerdings nirgendwo in Schleswig-Holstein dagegen ein, da der Führer der „SA-Gruppe Nordmark“ gleichzeitig auch Polizeipräsident in Kiel war.

In der Nachkriegszeit formierte sich in der jungen Bundesrepublik eine auf Wiederaufbau und Wirtschaftswunder fixierte Gesellschaft, die selbst geringfügige Normabweichungen wie bei den „Halbstarken“ kaum tolerieren mochte. Erst 1968 bildeten sich neue Protest-



Ausstellungsinszenierung „Brokdorf“ mit originalen Demonstrationstransparenten..

formen heraus, die sich – zumindest in Schleswig-Holstein – zumeist auf mehr oder weniger symbolische, weitgehend gewaltfreie Regelüberschreitungen beschränkten. Dies änderte sich vor allem im Verlauf der Auseinandersetzungen um das Atomkraftwerk Brokdorf in den 1970er Jahren, die als eine Art Stellvertreterkrieg in der gesamtdeutschen Auseinandersetzung um die Nutzung der Kernenergie von Seiten des Staats ebenso wie von Seiten der Demonstranten mit einer bis dahin in der Bundesrepublik unbekanntem Härte ausgefochten wurden. Erst in den 1980er und vor allem in den 1990er Jahren setzten sich auf beiden Seiten Protest- und Organisationsformen durch, die gewaltsame Auseinandersetzungen im Umfeld von Demonstrationen immerhin unwahrscheinlicher machten. Wie die Ereignisse rund um die Wehrmachtsausstellung in Kiel Anfang 1999 gezeigt haben, gibt es allerdings keine Garantie für das Funktionieren polizeilicher Deeskalationsstrategien.

Die Ausstellung „Krawall! Unruhige Zeiten 1840-2010“ dokumentiert neun exemplarisch ausgewählte Konflikte aus der jüngeren schleswig-holsteinischen Geschichte. Neben den Beständen aus den polizeigeschichtlichen und den allgemeinen Museums-sammlungen konnte dafür auch auf einen bislang unbekanntem Bestand zurückgegriffen werden, den der Fotograf Hans Korth seit den späten 1960er Jahren im Landespolizeiamt Kiel zusammengetragen hatte. Viele Demonstrationstransparente, Flugblätter und andere Originalobjekte der 1968er und der Brokdorf-Demonstrationen sind nur aufgrund des außerdienstlichen archivarischen Sammlertriebs dieses zeitgeschichtlich besonders interessierten Polizeifotografen erhalten geblieben. Hinzu kommen ausgewählte Leihgaben sowie historische Film- und Tondokumente. Die Ausstellung wird noch bis Anfang 2013 im Schleswiger Volkskunde Museum gezeigt.

Mitgliederversammlung der Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V. am 11. Juni 2011 im Freilichtmuseum am Kiekeberg, Rosengarten-Ehestorf

Nils Hansen

Die jährliche Mitgliederversammlung der Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V. (GVSH) fand in diesem Jahr am 11. Juni im Freilichtmuseum am Kiekeberg in Rosengarten-Ehestorf im Landkreis Harburg statt. Vor Beginn der Versammlung führte Thomas Schürmann durch das im Bau befindliche „Agrarium“, einer neuen Abteilung des Freilichtmuseums am Kiekeberg, in der zukünftig die Themen Landwirtschaft und Ernährung dargestellt werden sollen.

Nach der Begrüßung der Anwesenden, der Feststellung der ordentlichen Einberufung der Versammlung und der Feststellung bzw. Ergänzung der Tagesordnung berichtete der 1. Vorsitzende, Nils Hansen, aus der Arbeit des Vorstandes, der sich seit der vorherigen Mitgliederversammlung am 12. Juni 2010 in Elmshorn zu drei gemeinsamen Sitzungen mit dem Beirat getroffen hatte. Als weitere Aktivität war vor allem die speziell für die GVSH veranstaltete, gut besuchte und von der Museumsleiterin Frau Dr. Drews sehr lebendig gestaltete Führung durch das Wikinger Museum Haithabu am 13. November 2010 zu erwähnen. Hingewiesen wurde außerdem darauf, dass es bei der Mitgliederzahl der GVSH seit dem Vorjahr zu keiner Veränderung gekommen ist:

Nach wie vor hat die GVSH 138 persönliche und 3 institutionelle Mitglieder. Die Halbjahresschrift TOP geht darüber hinaus an 11 weitere Institutionen, die die Zeitschrift beziehen, ohne Mitglied in der GVSH zu sein.

Vertretungsweise übernahm Nils Hansen auch die Berichte der TOP-Redaktion und der Kassenführung. In Bezug auf die TOP hat es eine personelle Veränderung gegeben: Da Stefanie Janssen aus gesundheitlichen Gründen das Layout der Zeitschrift für längere Zeit nicht gestalten konnte, hat Renko Buß diese Aufgabe bis auf Weiteres übernommen. Hinsichtlich des Kassenstandes der GVSH, der am 6. Juni 2011 Euro 3426,92 betrug, ist eine leichte Einnahmeverbesserung festzustellen. Nach Bestätigung der korrekten Kassenführung durch die Kassenprüfer Maj-Britt Jönsson und Matthias Bunzel und anschließender kurzer Aussprache wurden Vorstand und Kassenführung einstimmig bei eigener Enthaltung entlastet.

Die turnusgemäßen Wahlen erbrachten bei jeweils entsprechender eigener Enthaltung einstimmige Ergebnisse. Guntram Turkowski wurde erneut zum 2. Vorsitzenden und Nina Jebesen zur Geschäftsführerin gewählt, nachdem sie dieses Amt schon seit Oktober 2010 kommissarisch übernommen hatte. Aus dem Beirat schieden Fabian Preuß und Doris Tillmann auf eigenen Wunsch aus beruflichen Gründen aus. Zu den neu gewählten bzw. wiedergewählten Mitgliedern des Beirats gehören Renko Buß, Ute Hinrichsen, Stefanie Janssen, Katja Nawroth, Claudia Ohlsen, Astrid Paulsen, Sandra Scherreiks, Julia Schramm und Melanie Zühlke. Als Kassenprüferin wurde Maj-Britt Jönsson wiedergewählt.

Zum Abschluss der Mitgliederversammlung entspann sich eine rege Diskussion über neuerdings auftretende Probleme mancher Museen, geeignete Praktikanten (und in der Folge auch Volontäre) aus dem Fach Volkskunde / Europäische Ethnologie / Kulturanthropologie / Empirische Kulturwissenschaft zu finden. Das Gespräch ergab, dass offenbar die neuen Studienstrukturen (Bachelor / Master) mit dazu beitragen, dass geeignete BewerberInnen fehlen, da Praktika im Studium der Volkskunde meist erst im Masterstudiengang verpflichtend sind, zur Zeit aber im gesamten Bundesgebiet nur relativ wenige Studierende einen Masterabschluss anstreben. Andererseits zeigt sich, dass die Anzahl der BewerberInnen zum Beispiel aus dem Fach Geschichte zunimmt, weil hier seit der Studienreform Praktika verlangt werden, was im früheren Magister-Studiengang nicht unbedingt der Fall war.

Volontariat im Industriemuseum Elmshorn. Ein Bericht

Julia Schramm

Am 26. Oktober 2009 kam ich an das Industriemuseum Elmshorn und besetzte eine Volontariatsstelle, die neu geschaffen worden war. Das Team im Industriemuseum ist im Verhältnis zu der Anzahl der jährlichen Sonderausstellungen und Veranstaltungen relativ klein – neben der Museumsleiterin in Vollzeit Bärbel Böhnke gibt es nur noch zwei fest besetzte Halbtagsstellen, die der Museumstechnikerin und die der Verwaltungskraft. Dazu kommt eine schwankende Anzahl von Minijobbern und Honorarkräften, die den Museumsservice absichern und die museumspädagogischen Angebote durchführen. Meine Aufgabenfelder als Volontärin waren somit schon durch den geringen Personalstand festgelegt: Ich hatte die glückliche Möglichkeit in nahezu allen Bereichen verantwortlich zu arbeiten.

Neben all den kleineren und größeren täglichen Herausforderungen waren zwei Aufgabenfelder von ganz besonderer Bedeutung für mich – zum einen die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit und zum anderen die Sammlungsverwaltung. Neben diesen laufenden Tätigkeiten habe ich auch immer wieder an Projekten mitgearbeitet. Zwei davon möchte ich hier ebenfalls kurz vorstellen.

Laufende Aufgaben

Ein Bereich, den ich aufgrund meiner Vorkenntnisse schon nach kurzer Zeit eigenverantwortlich übernehmen konnte, war die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit. Merkmal der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit im Museum ist die besuchergerechte Aufarbeitung von wissenschaftlichen Texten. Es ist also unabdingbar, dass die oder der VerfasserIn der Texte wissenschaftliche Sachkenntnis besitzt und diese anschaulich und attraktiv vermitteln kann.

Zu meinen Aufgaben gehörte neben dem Verfassen und Versenden von Pressemitteilungen und Werbeanzeigen die Organisation von Pressekonferenzen, die Betreuung von Fernsehteams, die Pflege der Internetpräsenz. Außerdem erstellte ich gemeinsam mit der Museumsleiterin ein grundlegendes Konzept für die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit des Museums. So entstand als neue Serie in den „Elmshorner Nachrichten“ die Rubrik „Objekt des Monats“, deren Texte ich ebenfalls überwiegend verfasste. Ziel des „Objekt des Monats“ ist zum einen, die Sammlung des Museums und die für den Besucher unsichtbare Museumsarbeit einer breiten Masse bekannt zu machen. Zum anderen strebt das neue Pressekonzept eine kontinuierliche Medienpräsenz an. Um mindestens zweimal im Monat in den Medien präsent zu sein, wurde im Jahr 2011 zu-

sätzlich die öffentliche Sonntagsführung etabliert. Bereits die Auftaktveranstaltung der Sonntagsführung wurde nicht nur von den Printmedien, sondern auch von einem Fernsichteam des NDR begleitet.

Im Bereich der neuen Medien erstellte ich ein Konzept für die Nutzung von Web 2.0 und in diesem Rahmen einen Facebook Account, den ich auch betreute.

Das Befriedigende an der Pressearbeit sind immer wieder die unmittelbaren Resultate und Reaktionen auf die eigene Arbeit. Besonders schön waren immer die Rückmeldungen zu den Artikeln „Museumsobjekt des Monats“, da ich das Gefühl hatte, die Leser nehmen Museumsarbeit als etwas sehr Positives und Spannendes wahr. Häufig erhielt das Museum nach dem Erscheinen der Texte auch Spendenangebote für ähnliche Objekte.

Jedes Mal eine Herausforderung waren die verschiedenen Fernsehtermine, die in den zwei Jahren meines Volontariats anstanden, und insbesondere die beiden Live-Schalten, die ich miterleben durfte.

Die wichtigste Erkenntnis, die ich aus dieser Arbeit mitnehme, ist sicherlich, dass kontinuierliche und gute Pressearbeit sich nicht nur bei den Besucherzahlen bemerkbar macht, sondern sich auch potenziert. Je präsenter ein Museum in den Medien ist, desto häufiger wird es auch von den Medien selber kontaktiert. Dies trifft besonders auf Radio und Fernsehen zu.

Jedoch kann gute Pressearbeit nur gemacht werden, wenn man auch ein gutes „Produkt“ zu „verkaufen“ hat. Sprich: Steht die eigentliche Museumsarbeit (Sammeln, Bewahren, Darstellen, Vermitteln) nicht auf festen Füßen, ist alles weitere nur Schaum-schlägerei. Umso wichtiger war also meine zweite Hauptaufgabe, die Sammlungsverwaltung.

Als examinierte Volkskundlerin mit praktischen Erfahrungen an verschiedenen Museen übernahm ich schnell nahezu eigenverantwortlich die Annahme, Bearbeitung und Inventarisierung von Objektspenden. Von Vorteil war dabei nicht nur, dass ich mich schon an anderen Museen im Inventarisieren und im Umgang mit Datenbanken geübt hatte, sondern auch meine mehrjährige Tätigkeit als studentische Hilfskraft in der Fachbibliothek des Seminars für Europäische Ethnologie / Volkskunde der Christian-Albrechts-Universität in Kiel. Datenbanken, Sachsystematiken, Schlagworte und Inventarbücher sind mir seit der Arbeit in „meiner“ Bibliothek vertraut.

Im Industriemuseum übernahm ich zudem auch die zeitaufwendige Einarbeitung des häufig wechselnden Hilfspersonals in die Sammlungsarbeit und den Umgang mit der digitalen Datenbank, wozu auch die ständige Kontrolle und Überarbeitung der Arbeitsergebnisse zählte.

So war es mir möglich, die Museumsleiterin Bärbel Böhnke zu entlasten und sie zudem auch bei der Erarbeitung eines Sammlungskonzeptes zu unterstützen.

Zusätzlich zur Bearbeitung der hauseigenen Sammlung wickelte ich den Leihverkehr für die Sonderausstellungen ab. Dazu gehörten die Erstellung von Versicherungslisten, die Organisation des Transportes sowie die Raumplanung und Lagerung der Exponate unter konservatorischen Gesichtspunkten (Raumklima, Lichtempfindlichkeit etc.). Innerhalb der zwei Jahre habe ich so an der Realisierung folgender Sonderausstellungen mitgearbeitet: „Fahrt ins Blaue... Aber bitte mit Picknick“, „Walfang im Eismeer“, „Aus Holz wird Papier wird Spielzeug – Spielzeug aus Papier in seiner Vielfalt“, „Barbies Traumberufe – Frauenberufe zwischen Klischee und Realität“ und „Plastic World – Design und Alltagskultur 1967-1973“.

Projekte

Schwerpunkt des ersten Jahres meines Volontariats war die Neueinrichtung des „Konrad-Struve-Haus“ der Ortsgeschichte. Das ehemalige Heimatmuseum wurde zu einem modernen Schaumagazin, einem begehbaren Magazin der Elmshorner Heimatgeschichte, umfunktioniert. Eine der wichtigsten Aufgaben eines Museums, nämlich das Sammeln und Bewahren, wird durch die gewählte Präsentationsform des Schaumagazins demonstriert.

Am 31. Oktober 2010 konnte der erste Teil des Schaumagazins im Erdgeschoss mit einem „Tag der Elmshorner Geschichte“ feierlich eröffnet werden.

Als ich Ende 2009 ans Industriemuseum kam, war die Renovierung der Räumlichkeiten in der zweigeschossigen Villa aus den 1920er Jahren schon weitestgehend abgeschlossen. Was nun folgte, war die Raum- und Vitrinenplanung. In das Schaumagazin sollten überwiegend Exponate aus der vorindustriellen Vergangenheit Elmshorns einziehen. Beziehungsweise wieder einziehen, denn es handelte sich hierbei überwiegend um Objekte des ehemaligen Heimatmuseums, die der Öffentlichkeit wieder zugänglich gemacht werden sollten.

Schaumagazine sind mittlerweile keine ganz neue Erscheinung mehr in der deutschen Museumslandschaft und obwohl der Zweck scheinbar immer derselbe ist, muss jedes Museum eine individuelle Lösung finden. Das „Konrad-Struve-Haus“ ist ursprünglich ein Wohn-



Einrichten der Vitrinen im Schaumagazin.

haus und dieser Charakter sollte nicht zerstört werden. In die lichten Räume mit dem wieder freigelegten Fischgrät-Parkett durften daher keine schweren Lagerregale aus Metall gestellt werden. Stattdessen wurden durch einen lokalen Tischler Vitrinenschränke eingebaut, die die gesamte Höhe des Raumes ausnutzen und neben einer verglasten Ebene für die Präsentation auch uneinsehbare Schränke für die Magazinierung weiterer Gegenstände enthalten.

Nun hatten wir also die renovierten Räume, eine ungefähre Vorauswahl der zu zeigenden Objekte und die Vitrinen – aber die schwierigste Aufgabe stand dem Team erst bevor: „die Ordnung der Dinge“. Alphabetisch, chronologisch, nach klassischen Sammlungssystemen oder doch ganz anders – diese Frage beschäftigte uns monatelang. Nach vielen verworfenen und wieder aufgegriffenen Ideen stellt sich das Schaumagazin wie folgt dar: Der erste und kleinste Raum ist ganz dem Thema der Elmschorner „Seefahrt“ gewidmet. Neben zwei Schiffsmodellen finden sich hier diverse Walfangeräte, nautische Instrumente und maritime Mitbringsel. Einen Raum weiter befinden wir uns im eigentlichen Entree des Hauses mit dem Treppenhaus. Neben einigen Großexponaten wie einer antiken Eckstanduhr befinden sich hier zwei Vitrinen, die sich mit dem Heimatbegriff auseinandersetzen. In spannungsreicher Nachbarschaft stehen hier Heimatkitschobjekte, wie beispielsweise Elmschorner Andenkteller, neben Zeugnissen der städtischen Vergangenheit wie ein lederner Polizeiknüppel oder der federgeschmückte Tschako eines Postillions. Zusätzlich werden in den Vitrinen einige Objekte der vergangenen Mitmachausstellung „Heimat ist für mich...“ ausgestellt. Die Wände des nächsten und größten Raums des Schaumagazins sind nahezu vollständig mit Vitrinen umstellt. Die Kategorisierung der Objekte ist weder chronologisch noch alphabetisch, vielmehr sind sie thematisch geordnet. Jede Vitrine ist einem Thema wie beispielsweise „Schutz“ oder „Bodenschätze“ zugeordnet. In der „Schutz“-Vitrine befinden sich aber nicht nur Hellebarden, sondern auch Handschuhe, ein Kruzifix und eine Blechdose mit Ohropax. Dementsprechend sind in der Vitrine „Bodenschätze“ nicht nur Grabungsfunde aus der Früh- und Neuzeit zu sehen, sondern auch die geologische und mineralogische Sammlung sowie alte Bierflaschen und Scherben des 19. und 20. Jahrhunderts – alles Gegenstände, die nachweislich in oder auf Elmschorner Boden gefunden wurden.

In den Vitrinen befinden sich außer den „Namen“ der Vitrinen keine Objektbeschriftungen. Der Besucher steht zunächst ganz allein vor einer Masse an Objekten, die er zum Teil nicht kennt oder einordnen kann. Im Idealfall wundern sich unsere Besucher, werden neugierig und kommen ins Gespräch über die gezeigten Dinge. Die geweckte Neugierde kann dann an der interaktiven Medienstation befriedigt werden.

Hier finden die Besucher alle Exponate mit reichhaltigen Hintergrundinformationen. Meine Tätigkeit umfasste neben der Mitarbeit am Feinkonzept auch die an der Realisierung der genannten interaktiven Medienstation, außerdem die wissenschaftliche Aufarbeitung von Sammlungsobjekten, das Verfassen von besuchergerechten Texten für die Medienstation und das Einrichten der Vitrinen. Nun steht zum Ende meines Volontariats der Ausbau des Obergeschosses des Schaumagazins an, und ich freue mich, hier auf Basis eines Werkvertrages noch daran mitzuarbeiten.

Schwerpunkt im zweiten Jahr meines Volontariats war die Konzeption, Organisation und Durchführung der Sonderausstellung „Barbies Traumberufe – Frauenberufe zwischen Klischee und Realität“, die vom 6. März bis zum 28. August 2011 im Industriemuseum lief. In Kooperation mit der Gleichstellungsbeauftragten der Stadt Elmshorn, der Museumsleiterin und der Frauengeschichtswerkstatt des Industriemuseums erstellte ich ein Ausstellungskonzept mit umfassendem Rahmenprogramm.

Die Ausstellung zeigte anhand einer der größten Barbie-Sammlungen weltweit die Entwicklung und die Berufe der Barbie-Puppe von den 1950er Jahren bis heute und das mit ihr transportierte Frauenbild. Rund 50 Berufsporträts aus dem 20. und 21. Jahrhundert von Frauen aus der Unterelberegion waren den Barbies an die Seite gestellt. Im Dialog wird deutlich, dass tradierte Rollenbilder und Klischees die Berufswahl von Frauen bis heute prägen. Die Präsentation kombinierte die Ausstellung „Busy Girl – Barbie macht Karriere“ von den Sammlerinnen und Kuratorinnen Karin Schrey und Bettina Dorfmann mit den von der Frauengeschichtswerkstatt Elmshorn erstellten Interviewtexten.

Der Ausstellungspart der Frauengeschichtswerkstatt Elmshorn beleuchtete schlaglichtartig die Realität und den Wandel weiblicher Berufstätigkeit und zeigte individuelle Berufsfindungsprozesse auf. Vorgestellt wurden dabei nicht nur traditionelle Frauenberufe, sondern vor allem auch Berufspionierinnen und Exotinnen ihrer Zeit. Hierzu gehört zum Beispiel die erste Sattlermeisterin Deutschlands oder die erste Richterin im Elmshorner Amtsgericht.

Zu meinem Aufgabenfeld gehörten das Führen von Interviews mit Zeitzeugen, die Planung des Ausstellungsbudgets, Literatur- und Internetrecherchen, das Verfassen von eigenen Ausstellungstexten sowie das Redigieren und das Layouten von Texten der ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen. Darüber hinaus entwickelte ich gemeinsam mit den Museumspädagogen Gruppenangebote und organisierte im Rahmenprogramm die Veranstaltung „Schick und Lecker. Profifrauen über die Schulter geschaut“ sowie die Finissage. Höhepunkt dieser Veranstaltungen war eine von mir konzipierte Modenschau der 1960er Jahre in Kooperation mit einer Gruppe von jugendlichen Mädchen.

Fazit

Nach meinem Vortrag „Volontariat im Museum: Zur Ausbildung in einer Kulturinstitution“ am 1. Juni 2011 auf einem Kolloquium des Instituts für Kulturanthropologie / Europäische Ethnologie der Universität Göttingen fragte mich Frau Prof. Dr. Beate Binder: „Sie lieben das Museum wirklich, oder?“ Und ich antwortete ohne zögern: „Ja, sehr!“



Die Frauengeschichtswerkstatt des Industriemuseums Elmshorn.

Dass ich mich so stark mit dem Industriemuseum Elmshorn identifiziere, hat drei hauptsächliche Gründe. Zum ersten liegt es an der Vielseitigkeit der Tätigkeitsfelder sowie der geforderten Flexibilität und Eigenverantwortlichkeit. Der zweite Grund hängt mit dem Museum selber zusammen. Das Haus ist nach außen geöffnet und den Besuchern stark zugewandt. Es gibt Mitmach-Ausstellungen, Geschichtswerkstätten und viele attraktive museumspädagogische Angebote. Die interaktive Dauerausstellung mit den „Hands on“ stellte ich schließlich am 27. März 2010 auf der Bundesvolontärtagung in Berlin während meines Vortrags „Das Berühren der Figuren ist geboten! - Ein Erfahrungsbericht und ein Plädoyer für das haptische Erleben im Museum“ vor.

Aber auch der schönste und innovativste Arbeitsplatz macht einen nicht glücklich, wenn die soziale Komponente nicht stimmt. Und so ist das kleine, aber großartige Team der dritte Grund für meine Liebe zum Industriemuseum. Gemeinsam haben wir spannende Projekte gestemmt und die kleinen und großen Katastrophen des Arbeitsalltags gemeistert. Ich übertreibe nicht, wenn ich von einem familiären Arbeitsklima spreche.

Abschließend möchte ich eine Lanze für das Volontariat an kleineren Museen brechen. Vielleicht ist das Budget für Sonderausstellungen kleiner und auch die internationale Presse steht nicht jeden Tag vor der Tür – aber gerade diese Handicaps erzwingen geradezu kreative und ungewöhnliche Lösungen. Ein kleines Museum kann es sich auch nicht leisten, einer oder einem Volontär/in nur Hilfsaufgaben zu übertragen. Nach meiner Erfahrung muss man möglichst sofort voll einsteigen und in allen Bereichen mitarbeiten. Wer sich also mit dem Gedanken trägt, nach dem Studium im Museum zu arbeiten und eher zu den „Allzweckwaffen“ als zu den „Experten“ gehört, sollte den kleinen Museen eine Chance geben – es lohnt sich!

Zeitzeugen im Museum.

Bericht zur Tagung vom 12. bis 14.10.2011 im Schlesischen Museum zu Görlitz

Markus Tauschek

Wenn von Konjunkturen die Rede ist, dann horchen Kulturwissenschaftler/innen in der Regel kritisch auf. Denn auf den Befund einer Konjunktur, die Omnipräsenz dieses oder jenes Phänomens müssen auch Erklärungen folgen, die die Kontexte vermeintlicher Konjunkturen offenlegen und verstehbar machen. Die wissenschaftliche Motivation zur Tagung „Zeitzeugen im Museum“, die das Oldenburger Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (BKGE) gemeinsam mit dem Schlesischen Museum zu Görlitz unter Beteiligung einer Reihe von Partnerinstitutionen vom 12. bis 14. Oktober 2011 in Görlitz organisierte, war die Beobachtung einer solchen Konjunktur: Die Einbeziehung von Zeitzeugenberichten in die museographische Arbeit scheint heute vor allem in zeithistorischen Ausstellungen geradezu ein Muss musealer Inszenierung zu sein.

Der Rolle und Funktion von Zeitzeugenberichten in musealen Inszenierungen steht jedoch bislang eine erstaunlich dünne analytisch-konzeptionelle Reflektion gegenüber. Dabei ginge es doch darum, zu verstehen, warum Kurator/innen und Ausstellungsdesigner/innen heute so gerne auf Zeitzeugenberichte zurückgreifen und was dies etwa über sich wandelnde Geschichtsverständnisse aussagt. Welche Logiken bedingen denn die konkreten Inszenierungsmodi und welche Rolle spielen dabei auch technologische oder künstlerisch-ästhetische Kontexte? Aus einer wissensanthropologischen Perspektive heraus wäre zu fragen, wie historisches Wissen hier übersetzt, inszeniert und auch rezipiert wird. Und schließlich manifestieren sich in der musealen Verarbeitung von Zeitzeugenberichten auch politische, gesellschaftliche oder ideologisch überformte Botschaften, die es zu untersuchen gälte.

Dass der für die Tagung gewählte Ort – das Schlesische Museum zu Görlitz – ein hervorragender Rahmen für die Reflektion über Zeitzeugenberichte in Museen war, war auch der Tatsache geschuldet, dass mit der Sonderausstellung „Lebenswege ins Ungewisse. Migration in Görlitz-Zgorzelec seit 1933“ eine aktuelle und technisch innovative Präsentation von Zeitzeugenaussagen als Anschauungsmaterial zur Verfügung stand. In seinen Begrüßungsworten hob MARKUS BAUER, Direktor des Schlesischen Museums zu Görlitz, hervor, dass Zeitzeugen aus der Arbeit des Schlesischen Museums kaum wegzudenken seien: Sie seien Informanten, Besucher, Sammler, Leihgeber, Schenker, lobten und kritisierten die Tätigkeiten des Museums oft am hartnäckigsten.

Dabei sei etwa bei der Schenkung von Sammlungen großes Augenmerk darauf zu legen, welches Schlesienbild dadurch mitunter sehr bewusst transportiert werde. Den Gedanken des selektiven Erinnerns in Zeitzeugenberichten griff MATTHIAS WEBER (Oldenburg), Direktor des BKGE, auf, indem er auf die sich überlagernden Ebenen von Erinnertem und Erlebtem und die Rolle medialer Vermittlung hinwies. Weber interpretierte den Zeitzeugen zudem als Herausforderung für wissenschaftsbasierte Museen, die sich um eine differenzierte Präsentation der Zeitzeugenberichte als einer zu kontextualisierenden Quellengattung bemühen sollten.

Wie eine solche Präsentation aussehen kann, führte MARTINA PIETSCH am Beispiel der Görlitzer Ausstellung zu Fragen der Migration seit 1933 plastisch vor, wenngleich in der musealen Umsetzung selbst kaum quellenkritische Einordnungen möglich seien, da die Zeitzeugenberichte in erster Linie nach inhaltlichen und künstlerisch-ästhetischen Kriterien Eingang in die Ausstellung fanden.

Den analytisch-provokanten Auftakt zur Tagung bildete der Vortrag JÖRG SKRIBELEITS (Flossenbürg) mit dem Titel „Das Verschwinden der Zeitzeugen – Metapher eines Übergangs“. Der Leiter der KZ-Gedenkstätte in Flossenbürg kritisierte dabei zunächst die inflationär gebrauchten Begriffe und Konzepte eines kommunikativen, sozialen, kulturellen etc. Gedächtnisses, um darauf aufbauend nach der Genese der Figur des Zeitzeugen zu fragen. Diese machte Skribeleit am Beispiel der Erinnerung an den Holocaust im Eichmann-Prozess im Dezember 1961 aus, bei dem – anders als bei den Nürnberger Prozessen – das öffentliche Verfahren in hohem Maße auf den Aussagen von Zeugen basierte. Die Zeitzeugenberichte im wörtlichen Sinne eines juristischen Zeugen waren dabei, so Skribeleits These, in einer Strategie der emotionalen Gerichtsführungen zentrales Mittel des Anklägers. Der Boom des Zeitzeugen ab Mitte der 1990er Jahre, dem Skribeleit in erster Linie politische und pädagogische Funktionen zuschrieb, habe zu einer „öffentlichen Vernutzung“ von Zeitzeugen in ihrer medialen Inszenierung geführt. Zentral seien heute Fragen nach dem Wert von Zeitzeugenberichten, die in erster Linie Quellen für die Verarbeitung von Geschichte sind, weshalb die Rolle dieser Berichte in der wissenschaftlichen Forschung stets kritisch fachlich zu prüfen sei.

Mit dem Beitrag STEFFI DE JONGS (Trondheim), die aus ihrem aktuellen Dissertationsvorhaben zur Musealisierung des Zeitzeugen berichtete, verschob sich der Fokus auf empirische Beispiele außerhalb Deutschlands. De Jong diskutierte die Frage, mithilfe welcher konkreter musealer Strategien und Techniken Zeitzeugenberichte museal inszeniert werden. Am Beispiel Yad Vashems und des „Museo Diffuso della Resistenza, della Deportazione, della Guerra, dei Diritti e della Libertà“ in Turin wies de

Jong nach, in welcher Weise Zeitzeugenberichte in der Konzeption Sharon MacDonalds als „global assemblage“ zur Authentifizierung und Emotionalisierung von Objekten genutzt werden.

Dass in der Inszenierung von Zeitzeugenberichten im Kontext von Ausstellungen auch kontroverse Perspektiven sowie die notwendigen vorgeschalteten quellenkritischen Reflektionen sichtbar gemacht werden sollten, forderte der Historiker TIM VÖLKERING (Berlin) am Beispiel von Ausstellungen zu den Themen Flucht, Vertreibung und Integration. Völkering konnte in seiner detailreichen Analyse die jeweiligen politisch-gesellschaftlichen Botschaften der Ausstellungsprojekte seit 1950 rekonstruieren, indem er etwa differenziert nach Inszenierungsweisen von Zeitzeugenberichten fragte. Mithilfe einer ergänzenden Analyse von Besucherbüchern zeigte Völkering dabei, wie Ausstellungen auch zu Arenen geschichtspolitischer Kontroversen werden.

Die beiden Kulturwissenschaftlerinnen UTA BRETSCHEIDER und IRA SPIEKER (Jena/Dresden) stellten die Entstehungsbedingungen und methodisch-konzeptionellen Implikationen eines studentischen Lehrforschungsprojektes vor, dessen Ergebnis eine Ausstellung zu Ankunft und Integration von Flüchtlingen und Vertriebenen im Hennebergischen Museum Kloster Veßra in Thüringen war. Der Vortrag stellte die verschiedenen Dimensionen des Bruchs als heuristisches Instrument vor. Sowohl die in einem Erzählcafé erhobenen Zeitzeugenberichte als auch die museale Darstellung selbst sollten Erwartungshaltungen der Museumsbesucher/innen irritieren.

Den kritischen Impuls des Vortrags von Jörg Skribeleit nahm die Historikerin und Kuratorin am Deutschen Historischen Museum Berlin, ROSMARIE BEIER-DE HAAN, auf, indem sie zunächst nach den Gründen für die inflationäre Bedeutung von Zeitzeugenberichten in Ausstellungen fragte. Eine zentrale Erklärung sei in erdrutschartigen Verschiebungen der zweiten Moderne zu sehen, die in ihrer Fokussierung auf das Individuum eine neue Geschichtskultur produziert habe. Deren zentrales Merkmal sei die Relationalität von Erfahrungen, Lebenswelten oder Biographien. Zugänge zu Erinnerung und Geschichte seien vor dem Hintergrund reflexiver Geschichtsproduktion und -rezeption über die jeweils individuell wahrgenommene Geschichte möglich. In der musealen Rezeption von Zeitzeugenberichten träfen gleichsam zwei Individuen mit möglicherweise sehr unterschiedlichen Geschichtsbildern aufeinander. In ihrer ästhetisch-inszenatorischen Dimension seien Zeitzeugenberichte heute häufig zu monoton, weshalb Beier-de Haan mehr Mut für künstlerische Interventionen und mehr technisch-ästhetische Kompetenzen der Ausstellungsmacher einforderte. Beier-de Haans Plädoyer, bei Zeitzeugenberichten den ganzen Menschen – keineswegs nur Porträts – zu zeigen, war dabei durchaus auch metaphorisch zu verstehen.

Mit dem Blick auf die im Bonner Haus der Geschichte konzipierte Ausstellung „Flucht, Vertreibung, Integration“ erörterte der Historiker HANS-JOACHIM WESTHOLT (Bonn) die musealen Umgangsweisen mit Zeitzeugenberichten in konkreter Perspektive. Dabei präsentierte Westholt, wie die narrativen, lebensgeschichtlichen Interviews in insgesamt 28 Medienstationen verarbeitet wurden.

Welche Rolle Zeitzeugenberichte in einem Dokumentationszentrum spielen, wie diese erhoben und aufbereitet wurden, stellte DANIEL BARANOWSKI (Berlin) am Beispiel der Konzeption des Interviewprojekts der Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas vor. Während in der von Westholt geschilderten Ausstellung lediglich sehr knappe Exzerpte aus den Interviews gezeigt wurden, weshalb die Frage nach Auswahl und Hierarchisierung kritisch diskutiert wurde, zeigte Baranowski, wie in einer Datenbank der Stiftung die Interviews in ihrer Gänze verarbeitet und zugänglich gemacht wurden. Exemplarisch führte Baranowski zudem vor, wie die narrativen Ordnungen von Zeitzeugenberichten und die damit verbundenen Erfahrungswelten jenseits historischer Ereignisse analysiert werden können.

Die letzten drei Vorträge blickten in die Zukunft. Zunächst umriss ANDREAS KOSSERT (Berlin) die Bedeutung von Zeitzeugen in der Konzeption der Dauerausstellung der Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung (FVV). Der Rettungsgedanke würde hierbei gerade auch durch die Zeitzeugen an die Stiftung herangetragen, denn die Vertriebenen selbst artikulierten den Wunsch nach einer Dokumentation ihrer Geschichte und Erlebnisse. Die hohen öffentlichen Erwartungen an die Stiftung, die Zwangsmigration im europäischen Kontext keineswegs nur im Sinne einer Gedenkstätte, sondern auch als Dokumentations-, Informations- und Forschungszentrum zum Thema hat, bedingten auch die kritische Auseinandersetzung mit dem Problem der einseitigen Darstellung einer Opferperspektive. Gerade deshalb seien multiperspektivische Zugänge wie Darstellungen nötig, um auch die jeweils anderen Geschichtsbilder zu erfassen.

Mit dem Ostpreußischen Landesmuseum in Lüneburg stellte JOACHIM MÄHNERT (Lüneburg) ein Haus vor, das sich ähnlich wie die seit ihrer Gründung umstrittene Stiftung FVV unter einem hohen Rechtfertigungsdruck befinde und das durch die aktuell geplante Neukonzeption sowohl die regionale Verwurzelung als auch Verankerung in Lüneburg durch die Zeitzeugen selbst stärken will. Aus einer pragmatischen Perspektive heraus wies Mähnert darauf hin, dass Zeitzeugen die Besucherzufriedenheit steigerten. Ebenso wie Beier-de Haan forderte auch Mähnert eine ästhetisch qualitätvolle Inszenierung von Zeitzeugenberichten in der Ausstellung sowie die stärkere Betonung eines dialogischen Prinzips.

Die Historikerin MARITA KRAUSS (Augsburg) stellte abschließend die Konzeption des Sudetendeutschen Museums in München vor, ging dann aber vor allem auf ein groß angelegtes Interviewprojekt ein, das generationenübergreifend etwa 1000 Menschen befragen will. Krauss plädierte nachdrücklich für das Eintauchen in die komplexen Kontexte, in die Zeitzeugenberichte eingewoben sind. Bei der musealen Darstellung von Zeitzeugenberichten solle der hohe emotionale Bezug nutzbar gemacht werden.

Multiperspektivität erzeugen – so könnte zusammenfassend der museologisch wie wissenschaftlich motivierte Imperativ an den Umgang mit Zeitzeugenberichten im Museum lauten. Mithilfe von Zeitzeugenberichten ließen sich vielstimmige Geschichtsbilder und -interpretationen erzeugen, die Nähe, Emotionalität und Authentizität evozierten. Gerade der in einigen Beiträgen implizit artikulierte Anspruch, über Zeitzeugenberichte authentische Geschichte zu vermitteln, ließe sich jedoch kritisch diskutieren – ebenso wie die aus einer kulturwissenschaftlichen Perspektive zu problematisierende Perspektivierung von Zeitzeugenberichten als Quellen für eine Geschichte zweiter Ordnung. Hier hat die Tagung nur einige analytische Impulse gegeben. Dies mag auch an der Heterogenität der Beiträge gelegen haben. Denn eine wissenschaftliche Analyse der Rolle von Zeitzeugen in musealen Repräsentationen müsste konsequent wissensanthropologisch argumentieren und das Museum und die darin agierenden Subjekte dabei selbst als Quelle verstehen. Eine solche Perspektive schließlich setzt methodologische Reflektionen voraus, die nicht zuletzt auch die Doppelrolle bedenken muss, in der Ausstellungsmacher/innen sich befinden, die meist wissenschaftlich sozialisiert sind. Ein streng wissenschaftlicher Umgang mit Zeitzeugenberichten folgt zwangsläufig anderen Gesetzmäßigkeiten als die Nutzung dieser in einem Medium der Repräsentation von Geschichte an einem Ort, der in der neueren Museumsforschung als äußerst heterogen beschrieben ist. Deshalb kann die von Rosmarie Beier-de Haan in der Schlussdiskussion aufgeworfene Frage nach den hinter Ausstellungen im Allgemeinen und Zeitzeugenberichten im Konkreten implizit stehenden ethischen Grundhaltungen ebenso wie den politischen Positionen nur unterstrichen werden.

In der Konzeption der Tagung, deren wissenschaftliche Leitung die Europäische Ethnologin Heinke Kalinke (BKGE) übernahm, entfaltete sich dennoch gerade auch durch die Beispiele aus der Praxis enormes Potential: Viele Vorträge beschworen etwa die Emotionen provozierende Qualität von Zeitzeugenberichten. Die Schlussdiskussion beklagte dabei jedoch die fehlende empirische Grundlage, die eine qualitativ ausgerichtete Besucherforschung erst bereit stellen müsste. Dabei ließe sich auch fragen,

welche Auswirkungen diese Emotionalisierung ebenso wie die geschilderten Geschichtserfahrungen von Zeitzeugen auf die Geschichtsbilder von Besucherinnen und Besuchern haben. Die Tagung „Zeitzeugen im Museum“ regte deshalb im besten Sinne zum Nachdenken über eine museale Konjunktur an, deren Genese und Ausprägungen noch viele Fragen offen lassen.

Buchbesprechungen

Norbert Fischer, Sonja Jüde, Stefanie Helbig, Gabriele Rieck (Hg.): Der Graswarder – Küstenlandschaft der Ostsee. Hamburg (DOBU Verlag) 2011, 252 S., zahlr. Abb.

Westlich der Insel Fehmarn an der Festlandküste liegt die Stadt Heiligenhafen, und vor Heiligenhafen liegt der Graswarder, der zusammen mit dem Steinwarderals in die Länge gezogene Halbinsel eine Nehrungslandschaft mit einem ganz eigenen Charme bildet. Das Gebiet, das jedes Jahr durch Anlagerung von Sand und Geröll Richtung Osten wächst, steht teilweise unter Naturschutz, ist aber auch touristisch erschlossen. Seeseitig bietet es feinen Sandstrand, landseitig eine mehr oder weniger zerfaserte Salzwiesenlandschaft. Es ist ein Stück Natur der Ostseeküste, doch zugleich Standort von Privatvillen direkt am Strand. Von diesen Gegensätzen und dem damit verbundenen Reiz erzählen insgesamt neunzehn Autorinnen und Autoren sowie einige Zeitzeugen aus recht unterschiedlichen, manchmal sehr persönlich geprägten Perspektiven. Dabei geht es unter anderem um die landschaftliche Entwicklung, den Natur-, Vogel- und Küstenschutz, die Geschichte der Strandvillen, den Tourismus und zum großen Teil um Heiligenhafen in Vergangenheit und Gegenwart. Für thematische Abwechslung sorgen darüber hinaus die Zitate der Zeitzeugen, die hier und da jeweils auf einer Doppelseite eingestreut sind. Das Buch, das mit vielen sehr gut gelungenen Farb- und Schwarzweißfotografien ansprechend gestaltet ist, richtet sich offensichtlich an Einheimische und Touristen und erhebt wohl keinen wissenschaftlichen Anspruch. Dennoch ist eine Reihe von Beiträgen auch aus Sicht des Faches Volkskunde/Europäische Ethnologie/Kulturanthropologie/Empirische Kulturwissenschaft von Interesse. Dazu gehören die Ausführungen von Norbert Fischer über die um das Jahr 1900 erbauten Villen auf dem Graswarder und die Erinnerungen früherer Bewohnerinnen an das Leben in diesen Häusern, die Kapitel zur Geschichte der Stadt Heiligenhafen von Stefanie Helbig, zur Entwicklung des Tourismus von Ines Hinz, über den Eiswinter 1963, der den Heiligenhafener Seeverkehr und die Fischerei lahmlegte, von Sylvina Zander sowie zur Geschichte und Bedeutung der örtlichen Eisenbahnanbindung von Klaus Müller. Aus maritim-volkskundlicher Sicht sind die Beiträge von Annika Bertram und Gloria Sheila Grugl über die Fischerei in Heiligenhafen und von Sven Schumacher über die lokalen maritimen Gedächtnislandschaften mit einschlägigen Identitätsmerkmalen wie Fischerdenkmälern, Ankern und Bojen als Schmuck öffentlicher und privater Plätze, maritimen Schaufensterdekorationen und Souvenirs etc. hervorzuheben.

Sie verdeutlichen, dass die Möglichkeiten, die die Ostsee bietet, das entscheidende Kapital der Stadt Heiligenhafen darstellen. Auch wenn die Fischerei schon länger zurückgeht, sind insgesamt jedoch laut Sven Schumacher „Seefahrt und Tourismus [...] die beiden Pole eines in Heiligenhafen wirksamen Spannungsfeldes. Sie sind die Wirtschaftszweige, von denen die Stadt lebt, die das Stadtbild prägen und die sich auf die Identität der Stadt und ihrer Bewohner auswirken“ (S. 191).

Nils Hansen

Claudia Gemmeke/Franziska Nentwig (Hg.): Die Stadt und ihr Gedächtnis. Zur Zukunft der Stadtmuseen. Bielefeld (transcript Verlag) 2011, 168 S., Abb.

Am 23. und 24. April 2009 fand in Berlin die Tagung „Die Stadt und ihr Gedächtnis - Zur Zukunft der Stadtmuseen“ statt. Anlass war die Neupositionierung und -konzeptionierung des Berliner Stadtmuseums.

Nach der deutschen Wiedervereinigung wurden das Ostberliner „Märkische Museum“ und das Westberliner „Berlin-Museum“ zusammengeführt und durch weitere kleinere Museumsstandorte ergänzt. Das neue Konstrukt konnte allerdings nicht die gewünschte Präsenz erlangen. Mit der Reduktion der Standorte auf die Mitte der Stadt wurde ein neuer Weg eingeschlagen. Zu diesem Zweck wurde das „Märkische Museum“ um das sogenannte „Marinehaus“ erweitert.

In diesem Jahr erschien nun die Publikation der erwähnten Tagung. Die Autoren bzw. Vortragenden der verschiedenen Beiträge wurden mit Bedacht nicht aus dem Kreis der Museumsschaffenden gewählt. Vielmehr geht es in dem Band darum, neue Blickwinkel auf die Institution Stadtmuseum zu werfen. Nach der Generaldirektion der Stiftung Stadtmuseum Berlin, Franziska Nentwig, geht es dabei nicht nur darum, Probleme aufzuzeigen, sondern vor allem die Chancen von Stadtmuseen optimal zu nutzen, die durch die gesteigerte Bedeutung von Städten und insbesondere Metropolen entstanden sind.

Die Beiträge sind drei verschiedenen Fragestellungen bzw. Kapiteln zugeordnet. Im ersten Kapitel „Die Stadt als sozialer und politischer Raum – Herausforderungen für das Stadtmuseum der Zukunft“ wird die Frage nach den Rezipienten und nach der sozialen Verantwortung von Stadtmuseen und Museen allgemein gefragt. Nach der Einführung durch Franziska Nentwig folgt Wolfgang Kaschuba mit „Wem gehört die Stadt? Für eine Re-Politisierung der Stadtgeschichte“. Kaschuba thematisiert die Neuentwicklung der städtischen Identität, die eine neue Stadtgeschichte verlange, welche

das historische und kulturelle Kapital der Stadt zeige. Stadtgeschichte könne nicht mehr nur als Resultat, sondern müsse vielmehr als Prozess und als Verhandlungsort lokaler Identitäten betrachtet werden. Dazu sollten sich Stadtmuseen an der identitären und imaginativen Stadtgestaltung beteiligen und sich somit „re-politisieren“.

Neben den Beiträgen verschiedener Politikerinnen und Politiker ist in diesem Panel vor allem der Beitrag von Volker Kirchberg interessant. Er stellt die in Deutschland bisher eher unbekannte Museumskritik des US-amerikanischen Museumsdirektors Stephen E. Weil vor und vergleicht sie mit seinen eigenen Forschungsergebnissen über die Aufgaben von Museen in Städten. Weil spräche Museen die grundsätzliche Daseinsberechtigung ab und forderte vielmehr, dass jedes Museum an der Verbesserung der Lebensqualität von spezifischen soziokulturellen Gruppen arbeiten solle.

Nachdem im ersten Kapitel dargelegt wurde, dass Stadtmuseen mehr aktuelle urbane Entwicklungen abbilden und tendenziell „museumsferne“ Gruppen wie beispielsweise Jugendliche oder Menschen mit Migrationshintergrund einbinden sollen, folgt im zweiten Kapitel die Frage nach den Hauptaufgaben der Stadtmuseen. In „Sammlungshot, Bürger-Forum oder Erlebnisort?“ wird versucht, die Aufgaben „Sammeln“ und „Darstellen“ kritisch zu hinterfragen. Der Block beginnt mit einer Übersicht Gottfried Korffs über die Geschichte, genauer über die Hoch- und Tiefpunkte des Stadtmuseums. In der aktuellen Entwicklung der Stadtmuseen selber und der öffentlichen Wahrnehmung der Stadtmuseen sieht Korff die Chance, dass sie im kommunalen Bereich dazu beitragen könnten, zivilkulturelle Bedingungen für ein soziales Miteinander zu schaffen und zu sichern.

Léontine Mejer-Van Mensch zeigt in ihrem Beitrag „Stadtmuseen und ‘Social Inclusion’“. Die Positionierung des Stadtmuseums aus der ‘New Museology’“ Möglichkeiten auf, wie Besucher in Museumsarbeit integriert werden können. Das Museum dient dabei als Raum, als Labor, in dem verschiedene Menschen zusammen kommen können und sich die Grenzen zwischen „Museumsmacher“ und „Museumsbesucher“ auflösen. Im Mittelpunkt steht dabei der aus dem Web 2.0 bekannte Begriff „User generated Content“ der in diesem Zusammenhang auf die Museumsarbeit übertragen wird. In Mejer-Van Menschs Beispiel wurden die Bewohner der niederländischen Stadt Zoetermeer aufgefordert, einen Gegenstand auszuwählen und diesen mit der Erklärung, warum er den Charakter der Stadt abbilde, dem Museum für eine Ausstellung zu überlassen. Übrigens ein Ansatz, der auch bei der Sonderausstellung „Heimat ist für mich...“ des Industriemuseums Elmshorn mit Erfolg angewandt wurde.

Abschließend stellt Anne Schmidt die Frage danach, ob das Museum einen „emotional turn“ braucht und inwieweit Gefühle im Museum dargestellt werden können.

Dabei geht es ihr darum, Geschichtsdarstellung zu individualisieren und die Menschen hinter der Geschichte darzustellen.

Im dritten Teil „Inszenierung der Erinnerung“ geht es um praktische Lösungen der Problemstellung. Designer und Ausstellungsgestalter stellen sich der Frage: Welche Formen der Darstellung ermöglichen es den Museen, aktuelle städtische Entwicklungen abzubilden? Der Schweizer Designer Ruedi Baur hinterfragt auf erfrischende Weise die Räumlichkeit bzw. vielmehr die Immobilität von Museen. Er fordert, Geschichte dort zu erläutern, wo sie stattfindet und schnell und flexibel auf städtische Entwicklungen zu reagieren.

In „Die Zukunft der (Stadt-)Museen als kulturgeschichtliches Format“ arbeitet der Architekt und Ausstellungsgestalter Uwe Brückner vor allem drei Schwerpunkte heraus: Reduktion, Raum und Medialität.

Doch zunächst möchte ich noch auf die Interpunktion des Titels eingehen – die Klammern um den Begriff „Stadt“ verbildlichen ein grundsätzliches Problem der Publikation. Der Begriff des Stadtmuseums wird zu keinem Zeitpunkt deutlich definiert, und so werden in einigen Artikeln immer wieder Museumstypen als Beispiel herangezogen, die nicht zu den Stadtmuseen zählen. Dabei wäre auch grundsätzlich zu klären, welches Museum nun als Stadtmuseum gilt: Nur ein Museum, das dezidiert die Historie der Stadt behandelt? Oder auch thematisch spezifizierte Museen, die aber ebenfalls Stadtgeschichte abbilden, wie beispielsweise Industriemuseen? Und so thematisiert auch Brückner die Problematik bildungsbürgerlicher Stadtmuseen, um dann im Weiteren die Lösungen von Museen zu präsentieren, die zum größten Teil keine Stadtmuseen sind. Leider werden so Diskussion und Thematik ein wenig verwaschen und undeutlicher.

Zurück zu Brückner und der Frage nach Reduktion und Räumlichkeit. Brückner fordert nicht nur eine Reduktion der Exponate, um Aussagen zu verdeutlichen, sondern auch, dass Museumsräume der Darstellung und Inszenierung von inhaltlichen Zusammenhängen untergeordnet werden müssen. Museumsarchitektur darf nicht in erster Linie Repräsentationszwecken dienen. Abschließend stellt Brückner die Anwendungsmöglichkeiten von neuen Medien in Museen zur Vermittlung von Sachverhalten vor. Die Beispiele sind sicherlich hochinteressant, aber letztlich bleibt es doch bei der multimedialen Umsetzung von altbekannten Schemata. Zweifellos ist eine digitale Objektbeschriftung eine elegante und praktische Lösung, die erweiterte Informationsmöglichkeiten bietet – aber eine Objektbeschriftung bleibt eine Objektbeschriftung.

Wesentlich spannender und überraschender sind die Ansätze von Martin Kohlbauer, die er im letzten Artikel des Panels vorstellt. Dem österreichischen Architekten und

Ausstellungsgestalter geht es vor allem darum, selektive Wahrnehmungen und tradierte Ordnungen im menschlichen Gedächtnis aufzubrechen. In den präsentierten Beispielen werden dabei überwiegend mit gestalterischen Mitteln Aha-Effekte geschaffen, die vor allem auf eine Einbeziehung der Museumsbesucher abzielen. Medien spielen dabei auch eine Rolle, sind aber nur ein Mittel unter vielen. Vielmehr geht es um das interaktive Erleben im Raum, was so nur Museen und nicht das Fernsehen oder das Internet leisten können. Besonders beeindruckend ist das Beispiel der Ausstellung „Masken – Versuch über die Shoa“ im Jüdischen Museum Wien. Die Besucher wurden mit Gipsmasken deportierter und ermordeter Menschen konfrontiert. Versteckte Mikrofone und Kameras zeichneten die Reaktionen auf, die anschließend wiederum von den Besuchern selbst verfolgt werden konnten.

Nach meiner Lektüre des vorgestellten Bandes ist er nun arg lädiert, geknickt, bekrizelt und mit Klebezetteln gefüllt – ein Zeichen dafür, dass viele der Beiträge spannende Ansätze für die zukünftige Arbeit in Stadt- und anderen Museen enthalten. Ich möchte die Lektüre des Bandes gern allen Museumsmachern sowie denjenigen, die es mal werden wollen, und natürlich all jenen, die sich für die Vermittlung von Geschichte und Kulturwissenschaft an „Laien“ interessieren, ans Herz legen.

Julia Schramm

Detlev Kraack/Klaus-Joachim Lorenzen-Schmidt (Hg.): Essen und Trinken. Zur Ernährungsgeschichte Schleswig-Holsteins (= Studien zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Schleswig-Holsteins, Bd. 46). Neumünster (Wachholtz Verlag) 2010, 303 S.

Essen und Trinken sind menschliche Grundbedürfnisse. Dennoch ist das Thema von der traditionellen Geschichtswissenschaft lange Zeit kaum beachtet worden. Das liegt unter anderem auch daran, dass dazu nur wenige Quellen vorhanden sind. Dieses Desiderat war der Grund für einen Aufruf an die Mitglieder des Arbeitskreises für Wirtschafts- und Sozialgeschichte im Jahr 2005 zu dem gemeinsamen Projekt „Essen und Trinken in der Vergangenheit – Schleswig-Holstein und benachbarte Gebiete“. In dem Schreiben wurden zahlreiche Fragen aufgelistet, deren Beantwortung im Rahmen einer Publikation wünschenswert wäre. Dem bewusst offenen Aufruf folgten mehrere Forscher, die ihre Ergebnisse auf einer Tagung des Arbeitskreises im November 2006 auf dem Koppelsberg / Plön vorgestellt haben. Anschließend wurden die meisten Beiträge im vorliegenden Sammelband zusammengetragen.

Im einleitenden Beitrag „Essen und Trinken in Schleswig-Holstein – wirtschafts-, sozial- und kulturgeschichtliche Annäherungen“ berichten die beiden Herausgeber, weshalb sie sich mit dem Thema auseinandergesetzt haben sowie über die Vorgeschichte des Sammelbandes. Außerdem thematisieren sie die schlechte Quellenlage, den derzeitigen Forschungsstand sowie die Perspektiven des Themas in Schleswig-Holstein und führen schlaglichtartig verschiedene Thesen zum Essen und Trinken auf.

Der Autor des zweiten Beitrages ist Stefan Pajung, der z. Z. der Herausgabe am Historischen Institut der Universität Aarhus studiert hat. Seine Abhandlung berichtet „Über die Verbreitung hansischen Kulturguts im dänischen Raum am Beispiel des Hopfenbieres“.

Klaus-Joachim Lorenzen-Schmidt widmet sich im nächsten Aufsatz dem „Festessen bei Klerikern – Die Pantaleons-Kollation der Hamburger Domgeistlichkeit zu Beginn des 16. Jahrhunderts“. Zum Gedenktag des frühchristlichen Heiligen und Märtyrers Pantaleon am 28. Juli feierte die Bruderschaft jährlich ein dreitägiges Fest mit üppigen Mahlzeiten. Für die Jahre 1508 bis 1512 sind dazu Quellen erhalten, die Näheres über die Speisen und Getränke dieser überdurchschnittlich gut gestellten Gruppe von Stadtbewohnern aussagen.

Der nächste Beitrag von Detlev Kraack trägt die Überschrift „Essen und Trinken in vormodernen Reiseberichten – Auswertungsmöglichkeiten und Erkenntnishorizonte am Beispiel der Berichte von Ibrahim Ibn Jakub (10. Jh.) und Peter Hansen Hajstrup (17. Jh.)“. Darin geht es um Angaben zum Essen und Trinken zum einen in dem Reisebericht über Haithabu / Schleswig von Jakub, einem gelehrten Reisenden von der Iberischen Halbinsel, und zum anderen in der Erinnerung von Hansen Hajstrup, einem Bauernsohn aus Schleswig, über seine Dienstzeit bei der Westindischen Kompanie in Südamerika.

„Barocke Tafelfreuden – Der ‚Traiteur à la mode‘ des Plön-Wolfenbütteler Mundkochs Hans Schuppe von 1698“ lautet die Abhandlung von Gerhard Kay Birkner. Hinter dem französischen Titel verbirgt sich ein Hofkochbuch mit einer Sammlung von Rezepten, das Hans Schuppe während seiner Dienstzeit am Plöner Schloss 1698 erstmals herausgab und dann insgesamt in vier Auflagen drucken ließ.

Peter Danker-Carstensen widmet sich in seinem Beitrag „Graue Erbsen und Fleisch – gelbe Erbsen und Stockfisch“ der eintönigen Verpflegung an Bord von Schiffen der deutschen Grönlandfahrt. Eine große Rolle spielte neben den genannten Nahrungsmitteln das „Löffelkraut“, das auf Spitzbergen geerntet wurde – auch Grönländischer Salat genannt – ein bekanntes Mittel gegen Skorbut.

Im nächsten Beitrag thematisiert Dominik Hünninger den „Konsumverzicht als

Teuerungsabwehr – Die Debatte um Ausfuhrverbote für Butter während einer Rinderseuche in den Herzogtümern des 18. Jahrhunderts“. Darin legt er dar, wie man damals versuchte, der Verknappung von Milch und Butter zu begegnen.

Otto S. Knottnerus schreibt über das „Das Land, wo Milch und Mehlbüdel fließt’ – Zur Ernährung von Gesinde und Tagelöhnern in den Elb- und Nordseemarschen (1750–1900)“. Er analysiert, weshalb zu jener Zeit das dortige Gesinde im Vergleich zu anderen Regionen eine sehr hochwertige Beköstigung erhielt.

„Der Italiener Gaetano Medini (1772-1857) – Vom Gastwirt in Schwedisch-Pommern und Preußisch-Pommern zum Oberhofkuchenmeister in Mecklenburg-Schwerin“ lautet der neunte Beitrag. Darin berichtet Wolf Karge über das bewegte private und berufliche Leben des Italieners Gaetano Medini. Der gebürtige Mailänder wurde 1823 vom Großherzog zu Mecklenburg zum Oberhofkuchenmeister berufen und betrieb verschiedene Restaurationen in Doberan und Heiligendamm.

Alix Johanna Cords Beitrag lautet: „Das Leben der schleswig-holsteinischen Gutsköchin Louise Lembke (1850-1899) – Eine Spurensuche“. Zugrunde liegen dem Beitrag ein Bewerbungsschreiben, Fotos, einige weitere schriftliche Quellen sowie ein handschriftliches Kochbuch. Die Gutsköchin hatte durch ihre Arbeit auch Kontakt zu dem Haus der Großherzöge von Oldenburg.

Im Artikel „Bildungsbürgerliche Geselligkeiten im 19. Jahrhundert in Kiel – Die Familie des Kieler Professors für Nationalökonomie Wilhelm Seelig (1821–1906)“ schildert Bärbel Pusback die geselligen Zusammenkünfte im Kieler Bildungsbürgertum und die gesellschaftlichen Wandlungen, denen sie unterworfen waren.

Der letzte Beitrag von Peter Wulf lautet „Brotsuppe, Rindfleisch und Kartoffeln’ – Essen und Trinken in der Kieler Volksküche (1878-1914)“. Die soziale Einrichtung wurde 1878 auf die Initiative einiger sozial eingestellter Frauen gegründet und schließlich von der „Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde“ betrieben.

Die zwölf Beiträge widmen sich anhand ganz unterschiedlicher Themen und Quellen dem Essen und Trinken in Schleswig-Holstein und den angrenzenden Regionen, wobei sich die Zeitspanne der Betrachtungen vom Spätmittelalter bis ins beginnende 20. Jahrhundert erstreckt. Laut Aussage der beiden Herausgeber versucht die Publikation „mitnichten die konstatierten Forschungslücken zu schließen und bestehenden Desideraten mit adäquaten Untersuchungen und Darstellungen zu begegnen. Das wäre im lockeren Zusammenspiel verschiedener Geschichtsforscher, von denen sich kein einziger schwerpunktmäßig der Ernährungsgeschichte verpflichtet hat, auch nicht zu erreichen. Vielmehr sollte der Versuch unternommen werden, [...] Anregungen zur weiteren Beschäftigung mit dem Thema zu geben und – wo möglich – eine noch zu

schreibende zusammenfassende Darstellung anzuregen. Die ursprüngliche Idee, die in den Quellen fassbare tatsächliche Nahrungsaufnahme sowie die Produktion und die Veredelung von Lebensmitteln im regionalen, zeitlichen und soziökonomischen Kontext zu beschreiben und unter dieser Fokussierung zu analysieren, ließ sich – gerade auch wegen der Reichhaltigkeit des Gegenstandes [...] – nicht durchhalten“ (S. 23/24).

Nicht nur für Historiker, sondern auch für Volkskundler ist in der Publikation viel Interessantes zu finden. Die Disziplin Volkskunde beschäftigt sich bereits lange mit dem Thema, ebenso auch entsprechend ausgerichtete Museen. So wurde im Schleswig-Holsteinischen Freilichtmuseum im Jahr 1991 die Ausstellung „Smullen und Smuddern. Notizen zu Mahl, Kost und Speise in Schleswig-Holstein“ gezeigt, und 2003 lief die Ausstellung „Gänsewein, Bier und Muckefuck. Aus der Geschichte norddeutscher Getränke“.

Ein aktuelles Beispiel ist das „Agrarium“ des Freilichtmuseums am Kiekeberg, das im Frühling 2012 eröffnet. Das „interaktives Schaumagazin“ und „Zentrum für Ernährungsindustrie und Landwirtschaft“ wird sich laut Homepage mit der „Ernährung in all ihren Facetten“ beschäftigen. Und auch an der Berliner „Domäne Dahlem. Landgut und Museum“, die sich ohnehin schwerpunktmäßig der Geschichte der Ernährung verschrieben hat, entsteht momentan ein „Culinarium“, ein Ausstellungs- und Veranstaltungskomplex zum Thema Ernährung.

Beide Häuser werden sich neben der Geschichte der Ernährung sicherlich auch der Frage widmen, weshalb „Essen und Trinken“ gegenwärtig in den Medien so präsent sind. Das zeigt sich nicht nur an den zahlreichen „Koch- und Dinnershows“, sondern auch an den vielen Kochbüchern und Rezeptheften im Buch- und Zeitschriftenhandel. Dennoch verbringen die Deutschen, statistisch betrachtet, gegenwärtig sehr viel weniger Zeit mit dem Kochen als noch vor einigen Jahren und ernähren sich stattdessen häufig von Fertiggerichten und Fastfood. Weitere Inhalte werden sicherlich auch die zahlreichen Lebensmittelskandale sein und die Tatsache, dass heute in Deutschland aus Überfluss rund die Hälfte aller produzierten Lebensmittel nicht verzehrt, sondern weggeworfen wird.

Astrid Paulsen

Kultur & Gespenster. Heft 12. Märchen. Hamburg (Textem) 2011, 304 S., farbige Faksimiles, s/w Fotos von Alexander Rischer.

Immer wieder begeben sich Autoren auf die Suche nach Spuren schleswig-holsteiner Sagen, so z. B. in der Reihe der „Schwarzen Führer“ im Eulen Verlag Freiburg die Volkskundlerin Astrid Paulsen und die Kulturhistorikerin Ulrike Looft-Gaude im Jahr 1998, dann 2007 im Eiland Verlag Westerland der Foto- und Mediendesigner Uwe Steffens mit dem Titel „Sagenhaftes Schleswig-Holstein“ und nun der Fotograf Alexander Rischer mit dem 12. Heft der Zeitschrift „Kultur & Gespenster“ unter dem Titel „Märchen“.

Das Ergebnis ist sehr unterschiedlich: Der „Schwarze Führer“ ist nach Orten geordnet und zeigt neben einigen schwarzweißen Fotos vor allem alte Zeichnungen, die Sagen werden paraphrasiert und mit viel Hintergrundwissen unterfüttert. Er ist am verlässlichsten, denn es sind Fachfrauen am Werk, die sich auch mit der Geschichte des Landes auskennen.

Der Bildband von Steffens ist nach Landschaften aufgebaut, bringt die Texte aus den summarisch genannten Quellen fast unverändert und ist durch schöne Fotos illustriert, die aber bisweilen mit den Sagen kaum etwas zu tun haben.

Die jüngste Publikation folgt in Diktion und Reihenfolge der Sammlung von Karl Müllenhoff, womit eine gewisse inhaltliche Gliederung entsteht, verzichtet aber auf ein Ortsregister oder eine Landkarte. Auch die Überschriften in Fraktur sind dem Original entnommen, was die Lesbarkeit gerade für jüngeres Publikum erschwert. Auf dem Titel dieses Bandes, dem abgewandelten Titelkupfer von Otto Speckter zu Müllenhoffs Band aus dem Jahr 1845, prangt in der Mitte das Wort „Märchen“, doch die wenigsten der ausgewählten rund hundert Erzählungen lassen sich als solche klassifizieren, nämlich lediglich „Zi, der Baumeister“ (S. 271f.) als Zaubermärchen, „Der Teufel und der liebe Gott“ (S. 180f.) als Legendenmärchen, „Die Schimmelköpfe“ (S. 193) als Novellenmärchen, „Die beiden Drescher“ (S. 181-185) als Märchen vom dummen Unhold und „Der Scheidevogt“ (S. 203-208) sowie „Der geträumte Schatz“ (S. 218) schließlich als Schwänke.

Ebenso wenig ist die Auswahl nur auf Holstein beschränkt, wie Alexander Rischer im Editorial vorgibt (S. 29). Selbst wenn man die Hansestädte und das Herzogtum Lauenburg zu Holstein rechnet, stammt doch fast die Hälfte der Texte aus dem Landesteil Schleswig bzw. aus Nordschleswig.

Was nun die Fotos angeht, trifft rund ein Viertel mehr oder weniger ins Schwarze. Entweder hat der Fotograf zumindest den Schauplatz einer Sage gefunden, so bei-

spielsweise die Thyrenburg am Danewerk (S. 101f.), den Brutsee in Schleswig (S. 141ff.) oder den Peissener Pohl beim Ort Peissen (S. 195f.). Oder er hat bemerkenswerte Gebäude bzw. besondere Details daran aufgespürt, um die sich eine ätiologische Sage rankt, wie beim Kegelspiel im Ratzeburger Dom (S. 117ff.), beim Obelisken von Nordoe (S. 126ff.) oder dem Fenster in der Kirche von Egvad (S. 270f.).

Manchmal sind die Spuren in der Landschaft jedoch nur mit gutem Willen zu sehen. Was Rischer selbst zu einem seiner Bilder sagt: „Mit Sicherheit lässt sich das nicht behaupten. Aber das müsste sie sein, die gute alte Pfenningwiese“ (S. 110), das lässt sich auf andere Abbildungen übertragen. So muss man glauben, dass am Bahnübergang zwischen Alslev und Mellerup (S. 214f.) einst ein Schatz gehoben werden sollte oder dass der Schwertmann bei Rethwisch umgegangen ist (S. 242ff.).

Andere Fotos können als eigenwillige Interpretationen des Textes verstanden werden, so beispielweise der ausgebrannte Mähdrescher für die „Schlacht auf der Lohheide“ (S. 91ff.), die Sense an einem Baum in Rørkær nördlich der Grenze als Überbleibsel für „Die Mäher“ aus dem nordfriesischen Freesmark bzw. Broderskoog und zugleich als Sinnbild des Todes (S. 203ff.) oder die Vertiefungen im Schalenstein von Bunsöh in Dithmarschen als „Des Grafen Fußstapfen“ aus Angeln (S. 164ff.).

Die Lokalisation stimmt auch beim Grabmahl von Daniel Rantzau in der Kirche von Westensee als Illustration für die Sage „Die Thiesburg bei Schleswig verteidigt“ nicht: Weder der Name Rantzaus noch eine bestimmte Jahreszahl werden genannt, sodass nicht unbedingt auf diesen Feldherrn zu schließen ist (S. 122f.). Die Kirche von Møgeltønder in Nordschleswig muss zur Bebilderung der Erzählung „Gott einmal verschworen, bleibt ewig verloren“ aus Eutin erhalten (S. 220ff.). Entscheidend ist zudem die Position des Ringes, den das Mädchen bei seinem Schwur anfasst: Der Eutiner Ring befindet sich außen an der Kirchentür, worüber sich Alexander Rischer und der Mediävist und Literaturwissenschaftler Hartmut Freytag in ihrem einleitenden Interview durchaus bewusst sind (S. 64f.), und nicht, wie abgebildet, an einem Leuchter im sakralen Inneren der Gotteshauses.

In diesem Gespräch kommen weitere Ungereimtheiten zutage, z. B. dass sich ein Mann in der Bibel „festgelesen“ (Nr. 311) haben soll (S. 63f.): Es kann sich hier nur um das Schwarze Buch gehandelt haben, denn das Motiv des Rückwärtslesens kommt nur in diesem Kontext vor. Dass bei Müllenhoff nur von einer Hamburger Kirche, jedoch nicht von einer Hauptkirche die Rede ist, fällt dagegen nicht so ins Gewicht.

Gründlich missverstanden wird auch die Sage „Die Isemanschlacht“ aus Büsum (S. 107): Schlacht bedeutet hier Geschlecht, wie im Grimmschen Wörterbuch nachzulesen ist. Bekanntlich spielten die Geschlechter in Dithmarschen eine wichtige Rolle,

es sei nur an den Geschlechterfriedhof in Lunden erinnert. Auch Müllenhoffs Hinweis auf die verwandte Sage „Die Edelfrau auf Tollgaard“ (S. 104-106) hätte stützig machen müssen. Als Symbol für diese vermeintliche kriegerische Auseinandersetzung passt weder inhaltlich noch von seinem Standort her das Uhrenmännlein aus der Gardinger Kirche auf Eiderstedt, das zudem noch als „holsteinisches Modell“ bezeichnet wird, wo Garding doch zum Landesteil Schleswig gerechnet wird (S. 44-47).

Auch wenn sich die Liste der Kritikpunkte noch fortsetzen ließe – u. a. gibt es manchmal keine Bilder zu den Texten und umgekehrt – wird jetzt schon deutlich, dass dieser Band insgesamt als ein gut gemeinter Versuch zu werten ist, aber auch nicht als mehr.

Gundula Hubrich-Messow

Martin Rheinheimer (Hg.): Mensch und Meer in der Geschichte Schleswig-Holsteins und Süddänemarks (= Studien zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Schleswig-Holsteins, Bd. 47). Neumünster (Wachholtz Verlag) 2010, 392 S., zahlr. s/w Abb.

Ein Projekt des Arbeitskreises für Wirtschafts- und Sozialgeschichte Schleswig-Holsteins untersuchte die Küste als eigenen Erfahrungsraum unter unterschiedlichen Fragestellungen. Ganz bewusst wurde der grenzüberschreitende Raum Schleswig-Holstein-Süddänemark gewählt, da das Meer die Regionen verbindet – so wie maritime Geschichtsschreibung immer grenzüberschreitend sein wird.

Die 14 Beiträge des Bandes versuchen das komplexe Verhältnis von Mensch und Meer darzustellen, wobei nicht allein auf Seefahrt, Fischerei, Boots- und Deichbau sowie Tourismus geschaut wird, sondern auch auf Kontakte über das Meer ebenso wie auf das Meer als Grenze, auf die Angst vor dem Meer, auf maritime Lebenswelten und auf die ökonomische Bedeutung maritimer Erwerbszweige und nicht zuletzt auf das Verhältnis von Ostsee- und Nordseeküste.

Die Beiträge, die die maritimen Gesellschaften beschreiben, reichen von Ærø bis zur Elbe und Trave; sie sind chronologisch vom frühen Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert angeordnet und sollen eine Anregung zur intensiveren Beschäftigung mit den maritimen Aspekten unserer Gesellschaft geben.

Bo Ejstrud vom Center for Maritime og Regionale Studier der Syddansk Universitet, Esbjerg, beschäftigt sich mit den Nordseeverbindungen im frühen Mittelalter am Beispiel des Gredstedbro-Schiffes. Fragmente des Schiffswracks wurden im Sommer 1945 in der Nähe des dänischen Gredstedbro gefunden und mittlerweile auf ca. 800 n.

Chr. datiert. Vom Typ her muss das Schiff älter als die Wikingerschiffe gewesen sein. Solch ein Fund gilt in Europa als äußerst selten. Der genaue Fundort von 1945 ist heute nicht mehr bekannt; drei Versuche, die Stelle wieder zu finden, der letzte von 2008, scheiterten. Es gab noch weitere archäologisch interessante Funde in der näheren Umgebung, die jedoch oftmals nicht sachgemäß aufgearbeitet worden sind. Der Fund der Fragmente des Schiffswracks sowie eines reichen Gräberfeldes und eines Schiffgrabes warf Fragen nach der Lage und der Bedeutung Gredstedtbrös und seiner Umgebung im frühen Mittelalter auf. Es fanden sich Parallelen zu anderen Orten. Handelszentren und -verbindungen, Machtstrukturen, Transportzonen und Hinweise auf Veränderungen wirtschaftlicher Strukturen konnten anhand der Funde ansatzweise rekonstruiert werden. Die Interpretation und Messbarkeit möglicher kultureller Kontakte erwies sich als problematisch, aber die Vorstellung der komplexen Methoden zur Berechnung von Ähnlichkeiten und Analysen archäologischer Funde und deren kartographische Darstellungen sind höchst eindrucksvoll.

Detlev Kraack betrachtet „Fluch und Segen des Meeres“ für mittelalterliche und frühneuzeitliche Städte zwischen Nord- und Ostsee. Auffällig ist die negative Variante im Titel, die neugierig auf das Folgende macht. Im Fokus steht die Entwicklung von mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Küstenstädten, denen ihre Lage am Wasser einerseits Gewinne und Wohlstand durch Handel bescherte, andererseits aber die Gefahr von Unwettern mit Sturmfluten oder Seuchen und von Kriegszügen über die Wasserwege bargen. Trotz des drohenden „Fluchs“ des Meeres entstanden fast alle Städte Schleswig-Holsteins unmittelbar an der Küste oder an einem schiffbaren Zugang zur Küste, auch wenn dies heute nicht mehr auf den ersten Blick ersichtlich ist. Rendsburg etwa besaß über die Eider einen direkten Weg zur Nordsee. Kraack beschreibt ausführlich die Bedeutung der Nähe zum Wasser für die dynamischen ökonomischen und politischen Entwicklungen der Städte Schleswig-Holsteins in Kriegs- und Friedenszeiten. Die Vor- und Nachteile der Lage am Wasser waren bereits den Philosophen der Antike wie Cicero in seinen Schriften zur Lage Roms bewusst gewesen. Die antiken Schriften benutzt Kraack zum Vergleich und findet in regionalen Quellen neben gravierenden Unterschieden auch etliche Parallelen, die die Frage nach Nutzen und Nachteil der Lage von Städten an Meeresküsten als Untersuchungsansatz nach wie vor rechtfertigen, zumal „die Rolle des Wassertransportes und der Flusssanbindung bzw. Meeresorientierung für den Untersuchungsraum von der modernen historischen Forschung bislang viel zu wenig beachtet worden zu sein“ (S. 84) scheint. Die Differenzen zu den antiken Schriften ergeben sich aus den unterschiedlichen Quellengattungen und der Tatsache, dass es sich bei diesem Untersuchungsraum zum einen um ein Gebiet

mit zwei Küsten handelt und zum anderen, dass Nord- und auch Ostsee als eher vermittelnde denn als scheidende Gewässer fungieren.

Die Archivarin Sylvina Zander begleitet in ihrem Aufsatz „Ostseeküstenfischer im Winter. Die gefährliche Arbeit des Eisbrechens in Lübeck 1700-1900“ und rückt damit eine besondere Zeit der maritimen Berufsfelder in den Mittelpunkt: die Zeit des Winters, in der viele Tätigkeiten auf und mit dem Wasser zwangsläufig – zumindest zeitweise – zum Stillstand und somit auch leicht aus dem Fokus der Betrachtungen kommen. Die Winterzeiten sind insbesondere für Lübeck, wo die Schiffergesellschaft fast 150 Jahre lang ein so genanntes „Eys-Buch“ geführt hat, in den Archivalien gut dokumentiert. Die Thematik stand im Mittelpunkt eines Forschungsprojektes über den Winter und seine Bewältigung in den deutschen Ostseehäfen während der „Kleinen Eiszeit“ vom 14. bis ins 19. Jahrhundert. In dieser Zeit sanken die Temperaturen, die Winter wurden kälter, die Vereisungen nahmen zu und die maritimen Tätigkeiten mussten ein- oder umgestellt werden. In extremen Wintern ruhte der Schiffsverkehr von und nach Lübeck mitunter bis zu vier oder mehr Monate. Für Reeder mit Ladung, die nicht für Lübeck bestimmt war, erwies es sich als günstiger, in Travemünde zu überwintern, anstatt die hohen Kosten für das so genannte Durcheisen nach Lübeck zu investieren. Das Privileg des Eisens war im Besitz der Schlutuper Fischer, aber auch Gothmunder Fischer und Travemünder Arbeitsleute waren beteiligt. Sylvina Zander beschreibt detailliert die komplizierten Regelungen der Arbeitsaufteilung und Entlohnung sowie die schwere und gefährliche Winterarbeit der Fischer. Das Beispiel eines Unglücksfalls aus dem Jahr 1844, bei dem sechs Schlutuper Fischer ums Leben kamen, verdeutlicht sehr plastisch die nahezu unmenschlichen Arbeitsbedingungen der Männer auf dem Eis. Weniger zur Schonung der Männer, als vielmehr aufgrund des ökonomischen Verlustes der zugefrorenen Häfen im Winter, versuchte man schließlich, die Häfen eisfrei zu halten. Die Experimente mit Dynamit oder Kanonenschlägen mit Granatentzündern erwiesen sich als unzulänglich. Erst der Einsatz von Eisbrechern ab 1878 brachte – im wahrsten Sinne des Wortes – den Durchbruch.

Dieter Pust bleibt mit seinem Beitrag über die „Flensburger Grönlandfahrer“ in den kalten Regionen. Vom Ende des 17. Jahrhunderts bis 1863 fuhren Flensburger – oft unter Lebensgefahr – auf Walfang und Robbenschlag nach Grönland. Archivalien wie Firmenunterlagen, Rechnungen und Lebensbeschreibungen, Zeitungsartikel und Reisejournale dokumentieren die Aktivitäten der Grönlandfahrer dieser Zeit. Einer kurzen Übersicht folgen Tabellen zu Fangergebnissen, Namenslisten einzelner Grönlandfahrer, Schiffe, Kommandeure und Reeder aus Flensburg. Aufschlussreich ist ein achtseitiger Auszug aus einer Lebensbeschreibung aus der Mitte des 18. Jahrhunderts,

die sich in Privatbesitz befindet, mit diversen Erläuterungen und einem aufgeschlüsseltem Namensregister zum Text.

Der Herausgeber Martin Rheinheimer vom Center for Maritime og Regionale Studier der Syddansk Universitet und Jakob Seerup vom Statens Forsvarshistoriske Museum Kopenhagen wenden sich mit „Die ‘holsteinischen’ Steuermänner. Ein maritimes Netzwerk in der dänischen Kriegsflotte des 18. Jahrhunderts“ der Marine als größter maritimer Institution im dänisch-norwegischen Gesamtstaat mit großem Einfluss auf deren maritime Gewerbe zu. Insbesondere beleuchtet der Beitrag die Funktion der Steuermänner, die die Verantwortung für die Steuerung der Schiffe trugen, und deren Dienstverlauf sowie die Frage, warum außergewöhnlich viele von ihnen aus dem Kirchspiel Emmerlev im Gut Schackenborg kamen. Diese Betrachtungen machen ein maritimes Netzwerk des 18. Jahrhunderts mit seinen Funktionen, Strukturen und Wirkungsweisen sichtbar.

Der zweite Beitrag von Martin Rheinheimer „Vom Sklaven zum Sklavenhändler. Der Amrumer Kapitän Hark Nickelsen (1706-1770)“ nimmt den größten und kunstvollsten Grabstein des Friedhofs in Nebel auf Amrum zum Ausgangspunkt für die Untersuchung eines ungewöhnlichen Lebenslaufes: „Seine Geschichte ist nicht nur erstaunlich und spannend, sondern sie kann auch einiges über die Möglichkeiten und Risiken der Seefahrt im 18. Jahrhundert lehren. Sie kann uns zeigen, wie die damalige Gesellschaft funktionierte, wo ihre Grenzen lagen und wie man sie dennoch überschreiten konnte, wie und warum der Sklave zum Sklavenhändler wurde. Wir erfahren auf diese Weise etwas über die Handlungsspielräume eines Seemannes im 18. Jahrhundert“ (S. 159). Rheinheimer beschreibt sehr detailliert das Umfeld, in dem sich dieses Seefahrerleben entwickelte. Dazu stand ihm u.a. eine Autobiografie von Nickelsens Vetter Hark Olufs zur Verfügung, der wie auch Nickelsen selber in Algier gefangen genommen und auf dem Sklavenmarkt verkauft worden war. Nickelsen wurde nach drei Jahren als Kaffeeschenker in der Sklaverei von einem Portugiesen freigekauft, der damit Christen befreien wollte. Möglicherweise stand bei dem Geschäft aber auch die Amrumer Familie im Hintergrund. Mit dem Erwerb der Bürgerschaft der Stadt Kopenhagen konnte Nickelsen in den dänischen Westindienhandel einsteigen, der neben Gütern aller Art auch Menschen umfasste und Nickelsen zum reichsten Mann auf Amrum machte.

Jann M. Witt vom Marine-Ehrenmal in Laboe schildert „Die Meuterei auf der ‘L’Espérance’. Konflikte an Bord deutscher und dänischer Schiffe im 18. und 19. Jahrhundert“ am Beispiel des ungewöhnlichen Falles einer Meuterei mit Ermordung des

Kapitäns und seines Sohnes sowie anschließender Übernahme des Schiffes unter dänischer Flagge vor der englischen Küste durch die Besatzung. Dieses Ereignis ist nach Meinung von Witt einzigartig. In seinem Beitrag beschreibt er eine Reihe von Konfliktfällen im 18. und 19. Jahrhundert an Bord und wie diese in der Regel beigelegt wurden oder zur Anklage kamen. Dabei konnten sowohl die Seeleute als auch die Schiffsführung gleichermaßen vor Gericht kommen, wenn auch die Hemmschwelle für die Seeleute, ihren Kapitän vor Gericht anzuklagen, weitaus höher lag als umgekehrt. Und man kann davon ausgehen, dass sich die Konflikte an Bord in den meisten Fällen aufgrund von Unzufriedenheit über Missstände wie schlechte oder zu geringe Verpflegung entzündeten, die relativ schnell beigelegt werden konnten. Arbeitsverweigerung, die auch schon mal als „Meuterei“ bezeichnet wurde, war in diesen Fällen durchaus ein Mittel, um Druck auszuüben. Zu Schiffsübernahmen durch die Besatzung, die Planung und Vorbereitung vorausgesetzt hätten, aber kam es in solchen Fällen nie. Anders die Meuterei auf der ‘L’Espérance’, die geplant war, wie Witt nach einem „Auszug aus den Criminalakten“ von 1821 darstellt, und die anschließende Verhandlung vor Gericht zeigt vieles über die Situation und die Problematiken an Bord von Handelsschiffen ebenso wie über den Umgang der Justiz mit solchen Fällen.

Ingwer E. Momsen beschreibt die „Schiffahrt in Husum um 1800. Wirtschaftliche, soziale und räumliche Strukturen“. Es geht hier konkret um das Jahr 1802, „allerdings mit Berücksichtigung der Umlandbeziehungen der Stadt und der Einbettung des Stichjahres in einer Zeitspanne von 25 Jahren (1790 bis 1815)“ (S. 235). Im Jahr 1802 war Husum Heimathafen für 18 Schiffe mit insgesamt 278 Kommerzlasten Tragfähigkeit und 65 Mann Besatzung. Momsen hinterfragt diese Zahlen im Hinblick auf „die Situation des Hafens, die Eigentumsverhältnisse der Schiffe, ihre Fahrten und Ladung, konjunkturelle Schwankungen, die Schiffsbesatzungen und weitere Berufsgruppen, die an Land mit der Schiffahrt zu tun hatten. Hierbei soll das Hauptinteresse den Menschen gelten, ihrer beruflichen Tätigkeit und ihrem sozialen Umfeld“ (S. 235). Hierfür benutzt er Verwaltungsunterlagen wie Volkszählungszahlen, Kirchen- und Schiffsregister, das Hafenrechnungsbuch und Zollunterlagen sowie Reiseberichte zur Beschreibung der Stadt. Autobiografien oder Geschäftsunterlagen von Reedern existieren für Husum im Jahr 1802 nicht. Die Schiffsflotte wird sowohl quantitativ als auch qualitativ vorgestellt, wobei letzteres Schiffs- und Eignerbiografien umfasst. Die Angaben zu den Eignern lassen wiederum Rückschlüsse auf den Status und die Mobilität der Schiffer zu. Eine Rekonstruktion des Lebens der Mannschaften allerdings bleibt aufgrund der Quellenlage fragmentarisch. Die Fahrten der Schiffe sowie deren Fracht lassen sich hingegen recht exakt nachvollziehen. Die Archivalien verweisen darüber hinaus

auch auf maritime Berufe an Land, wie z. B. Schiffszimmerleute, Reepschläger, Segelmacher, Grobschmiede, Hafenverwaltung, Zollaufsicht, Wägemeister, Lösch-, Lade-, Fuhr- und Kaufleute, Spediteure und Reeder. Fischer finden sich nur im Nebenberuf in den umliegenden Nachbardörfern, aber immerhin gibt es eine Obst- und Fischhändlerin in Husum. Die Betrachtung des Hafenviertels führt zu weiteren Erwerbstätigkeiten im Zusammenhang mit der maritimen Wirtschaft der Stadt. Hier siedeln neben den direkt von der Schifffahrt lebenden Bewohnern weitere Kaufleute und Höker, Handwerker und Branntweinbrenner und vor allem Gast- und Schankwirte samt ihres Personals: Es gab drei Gast- und sieben Schankwirtschaften im Hafenviertel. Momsen zeigt mit seiner Untersuchung, dass die Stadt Husum und ihre Bewohner trotz ihrer im Landesvergleich relativ geringen Bedeutung als Hafenstadt nachhaltig von der Schifffahrt geprägt waren.

Klaus-Joachim Lorenzen-Schmidt versieht das Etikett „Maritime Landschaft Unterelbe“ mit einem Fragezeichen. Hinter dem Titel verbirgt sich der „Versuch, die beiden Ufer der Unterelbe von Hamburg nordseewärts als eine von maritimen Einflüssen geprägte Region zu beschreiben und touristisch zu vermarkten“ (S. 281). Das Fragezeichen symbolisiert die Tatsache, dass hier – wie auch andernorts – die maritimen Bezüge schon lange Geschichte sind, aber für touristisch reizvoller als die vorherrschende Landwirtschaft gehalten wird. In diesem Zusammenhang verweist Lorenzen-Schmidt auf die Besonderheit dieses Kulturlandschaftssystems, das geprägt ist von Deichbau und Entwässerung, Bewirtschaftung von unterschiedlichen Höhenlagen, Kleinmarsch und Moormarsch, Landabbruch und Anlandung. Dass dennoch dem Maritimen der Vorzug gegeben wird, veranlasst Lorenzen-Schmidt den Fragen „Was ist maritime Kultur?“ und „Was prägt eine maritime Landschaft?“ nachzugehen. Im Folgenden beschreibt er die (Land-)Wirtschaft am Nordufer der Unterelbe zwischen 1700 und 1970, dem er dann den maritimen Bereich gegenüberstellt. In den Archivalien sind Zahlen zum Schiffsbestand und zu den maritimen Berufen in dieser Region, insbesondere auch für einzelne Orte, dokumentiert. Neben der Schifffahrt spielten Fisch- und Walfang/Robbenschlag sowie Muschelfischerei und Muschelkalkbrand eine Rolle. Heute ist die kommerzielle Schifffahrt der Sportschifffahrt gewichen, an die Menschen, die die maritimen Berufe ausgeübt haben, erinnern nur noch die Grabsteine auf den Friedhöfen, ihre Nachlässe sind z.T. zu Exponaten in Heimtatismuseen und -sammlungen geworden. Dagegen wird die wirtschaftliche Realität dieser Region in den letzten Jahrhunderten in eben diesen kleinen Museen seiner Meinung nach nur unzureichend dokumentiert. Einen Grund dafür sieht er in deren Sammlungsgeschichte. Immerhin bescheinigt er den Heimtatismuseen in Schleswig-Holstein einen Wandel seit der zweiten

Hälfte des 20. Jahrhunderts, „der das Nebeneinander des Kuriositätenkabinetts einem systematischen Aufbau der Sammlungen nachordnete“ (S. 307). Schließlich zieht Lorenzen-Schmidt das Fazit: „Von einer maritimen Region lässt sich angesichts der geringen Beteiligung der Bevölkerung an der Schifffahrt und der dominanten agrarischen Betätigung der Mehrheit der Berufsausübenden nicht sprechen“ (S. 307).

Karsten Hermansen vom Marstal Søfartsmuseum beschreibt die „Marstaller Segelschifffahrt um 1900“, als die Dampfschifffahrt die Segelschifffahrt allmählich ablöste. Dazu betrachtet er den Einfluss der Seefahrt in der Zeit zwischen 1890 und 1913 auf den Ort Marstall insgesamt. Hierzu existiert eine Fülle von Quellen, die jeden Wissenschaftler vor Neid erblassen lassen. Neben mehreren Büchern zu diesem Thema stehen das umfassende Schiffsarchiv des Marstaller Seefahrtsmuseums, das Hafearchiv sowie mehrere Reederei- und Maklerarchive, eine Datenbank mit Informationen zu Frachtprotokollen, das Archiv des Marstaller Seeversicherungsvereins, Schiffskaufprotokolle aus dem Reichsarchiv sowie Verzeichnisse über Schiffsparten zur Verfügung. Aus diesen Quellen erstellt Hermansen einen Überblick über die Schiffe und ihre Finanzierung, die in Marstall um 1900 anders als auf Landesebene verlief, die Besitzer der Schiffspartien, die Fahrtmuster der Schiffe, die Reiseziele und Ladungen, die Bedingungen der Seeleute, ihre physischen, sozialen und geistlichen Verhältnisse sowie die allgegenwärtigen Gefahren, denen sie ausgesetzt waren. Abschließend widmet er sich der Frage, was die Seefahrt mit einer Gesellschaft macht.

Lulu Anne Hansen vom Center for Maritime og Regionale Studier der Syddansk Universitet, Esbjerg, schaut, „‘Wo der Nordseefischer regiert’. Das Fischereigewerbe in Esbjerg unter der deutschen Besetzung 1940-45“, das in diesen Jahren einen enormen wirtschaftlichen Aufschwung erfuhr. Dafür erfuhren die Fischer harte Kritik, die sie als verantwortungslos im Hinblick auf die Gewinne durch die Besatzungsmacht als auch im Umgang mit dem erwirtschafteten Geld beschimpfte. Dänemark wurde im April 1940 besetzt und noch im gleichen Monat wurde ein Handelsabkommen geschlossen, nach dem Deutschland Treibstoff lieferte und Dänemark im Gegenzug Fisch nach Deutschland exportierte, so dass die dänische Fischerei trotz allgemeinen Treibstoffmangels weiterging. Es durfte sogar in so genannte Drittländer exportiert werden. Aufgrund der Lebensmittelknappheit stiegen die Preise für Fisch in den 1940er Jahren kontinuierlich. Die Zahl der Kutter und der in der Fischerei Beschäftigten stieg in der Zeit ebenso wie Einkommen und Vermögen aus der Fischerei. Einziger Feind der prosperierenden Fischerei wurde die Widerstandsbewegung gegen die Besatzungsmacht, die versuchte, die Fischer auf ihre Seite zu ziehen und sie zunehmend unter Druck setzte, wenn auch aus politischen und lokalen Interessen mit Vorsicht.

Norbert Fischer vom Historischen Seminar/Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Universität Hamburg widmet sich unter dem Titel „Sturmfluten – Stackwerke – Steindecken. Reinhard Woltmann und der Wasserbau um 1800“ dem Uferschutz an der Elbmündung. Reinhard Woltmann, geboren 1757, war ein international angesehener Wasserbauingenieur, ein Experte für Deichbau, Uferschutz und Kanalwesen, dem es gelang, die Ufer dieser Küstenregion mit ihren komplexen hydrologischen Verhältnissen durch veränderte Strategien zu befestigen. Im Jahr 1814 wurde er Direktor der Hamburger Schifffahrts- und Hafendeputation mit der Verantwortung für das gesamte hamburgische Wasserbauwesen.

Anne Husum Marboe vom Museum Amager in Dragør untersucht „Nutzung und Schutz maritimer Ressourcen im dänischen Wattenmeer 1900-1960“, insbesondere aus der Perspektive der Verwaltung. Dabei treten zwei Aspekte in den Vordergrund: zum einen der Vogelschutz im dänischen Wattenmeer, der seit 1920 in der Verantwortung der dänischen Administration lag, und zum anderen der Bau eines Staatshafens auf der Insel Rømø. Zum besseren Verständnis gibt Anne Husum Marboe einen kurzen Abriss über die historische Entwicklung des Vogelschutzes, der mit einer veränderten Haltung der Menschen gegenüber Tieren seit dem 18. Jahrhundert einhergeht. Über den Bau eines Fischereihafens auf Rømø wurde in den 1940er Jahren aufgrund der gewaltigen Expansion der dänischen Nordseefischerei, die Lulu Anne Hansen in ihrem Beitrag ausführlich beschrieben hat, nachgedacht. Der Natur- oder Vogelschutz spielte bei diesen Planungen keine Rolle. Im Mai 1960 beschloss das Folketing trotz aller Kritik und Widerstände gegen den Bau von verschiedenen Seiten „Das Gesetz zur Anlage eines Staatshafens auf Rømø“. 1964 war der Hafen fertig; ein „lokales Zentrum für die Nordseefischerei“ wurde er nicht. 1977 wurde die Fischerei im dänischen Wattenmeer verboten.

Niels Christian Nielsen vom Center for Maritime og Regionale Studier der Syddansk Universitet, Esbjerg, analysiert das „Nordseebad Fanø. Die Entwicklung der touristischen Landschaft hinter dem Strand“. Ausgangspunkt für die Betrachtung der dänischen Wattenmeerinsel ist eine „Touristenkarte“ von 1948, einem kritischen Zeitpunkt für den Tourismus nach den Jahren der deutschen Besatzung mit ihren Befestigungsarbeiten und einer Zeit, in der neue Ferienformen zu entwickeln waren. Vor dem Zweiten Weltkrieg gab es auf Fanø 950 Hotelbetten, nach Kriegsende waren es nur noch 250. Anfang des 21. Jahrhunderts gibt es jährlich 989.000 Übernachtungen und Tagesbesucher. Als methodischer Zugang dienen die „Kritische Kartografie“ und das „Geografische Informationssystem (GIS)“. In einem Projekt zur „Grafischen Kommunikation im Tourismus“ am „Center for Tourisme, Innovation og Kultur“ an der

Syddansk Universitet in Esbjerg wurde eine Liste mit sechs Punkten zur Erstellung von „Touristenkarten“ entwickelt. Diese Karten geben eine Gesamtbeschreibung von Regionen und bilden die Grundlage für die Analyse regionaler Unterschiede und Entwicklungstendenzen. Das Schema wird derzeit weiterentwickelt und ausgebaut. Das Beispiel der Anwendung auf einen 16-seitigen Touristenprospekt von 1948 ist bereits recht beeindruckend, insbesondere wenn weitere Quellen in die Untersuchung mit einbezogen werden.

Die Beiträge des vorliegenden Bandes erfüllen tatsächlich das Versprechen des Buchtitels: Es geht durchweg um Menschen am, auf und mit dem Meer in sehr unterschiedlichen Facetten. Die Frage nach Verbindung und/oder Trennung durch das Meer wird nur punktuell gestreift. Beides ist immer eine Option, tritt aber zwangsläufig bei einer Betrachtung maritimer Thematik mit dem Menschen im Mittelpunkt zurück. Mensch und Meer scheint vorwiegend eine individuelle – wobei hier individuell auch auf eine Gruppe oder Gesellschaft anzuwenden ist – Beziehung zu sein, die andere soziale oder überregionale Beziehungen dominiert. Das Meer überspült von Menschen gezogene Grenzen und errichtet eigene. Es macht friedliche und feindliche Kontakte möglich und erschwert oder verhindert sie gleichzeitig. Die Ambivalenz des Meeres – oder wie Detlev Kraack es formuliert hat „Fluch und Segen des Meeres“ – spiegelt sich in den Berufen und Auseinandersetzungen mit ihm ebenso wie in der wissenschaftlichen Analyse alles Maritimen.

Stefanie Janssen

